



50 × Sezession

Stil und Form

Götz Kubitschek
Expressive Loslösung

Karlheinz Weißmann
Formlosigkeit

Ellen Kositzka
Der Mann stutzt

Norbert Borrmann
Bauen!

Daniel Napiorkowski
Der Dandy als Politiker

50

Oktober 2012
10 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (verantwortlich),
Erik Lehnert und Karlheinz
Weißmann.

10. Jahrgang, Heft 50,
Oktober 2012

Sezession erscheint im Februar,
April, Juni, August, Oktober und
Dezember. Der Preis für das
Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Ver-
sandkosten. Wer *Sezession* für
mehr als lesenswert hält, kann ein
Förderabonnement (75 €/sechs
Hefte) zeichnen. Das normale Jah-
resabonnement (sechs Hefte)
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.
Versand. Auslandsabonnenten be-
zahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr.
Wird das Abonnement nicht bis zum
30. November gekündigt, verlän-
gert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-
kunden gilt die Preisliste Nr. 10
vom Januar 2011.

Manuskripte sind stets willkom-
men und sollten als Kurzbeitrag
9000 und als Grundlagen-
beitrag 15000 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 909 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

1 Editorial

2 Kolumnen

Bild und Text

4 Den Griffel führen Baal Müller

Thema

6 Stil – Gesten jenseits von Gut und Böse Alain de Benoist

10 Die Ein-Mann-Kaserne oder Expressive Loslösung Götz Kubitschek

14 Die Formlosigkeit der Deutschen Karlheinz Weißmann

18 Konzentrische Ordnung – Nachruf auf einen Stil Thomas Bargatzky

22 Denkstil, Zeitgeist, Weltanschauung Erik Lehnert

26 Linkes und rechtes Bauen Norbert Borrmann

30 Der Mann stutzt – Über Tanzbären und Zuchtbullen Ellen Kositzka

36 Der Dandy als Politiker Daniel Napiorkowski

40 Rechte Typen Karlheinz Weißmann

43 Typen am Grunde der Moldau Manfred Kleine-Hartlage

44 Italienischer Stil oder Ein Sommertag unter Faschisten Hugo Hermans

46 Bücher

Rezensionen

54 Vermischtes

Bildinnenteil

Der Bildteil zeigt Beispiele rechten und
linken Bauens.

Autorenangaben

finden sich auf Seite 3

Übereinkünfte

von Götz Kubitschek

Der Schriftsteller Botho Strauß hat sie zum Gegenstand seiner Büchnerpreis-Rede von 1989 gemacht: Hans Henny Jahnns Trilogie *Fluß ohne Ufer*, ein zweieinhalbtausend Seiten umfassendes Werk, in der Anschaffung fast unerschwinglich und beinahe vergessen: Warum eigentlich, fragte Strauß, und stiftete sein gesamtes Preisgeld (60000 Mark damals) für einen Lektüre-Wettbewerb (die besten Beiträge wurden später in einem Buch vereint).

Die Suggestivkraft, die von *Fluß ohne Ufer* ausgeht, ist nicht zu vermitteln. Man muß dieses Buch langsam und gründlich lesen, in einem unausgesetzten Lese-Fluß, der sich beispielsweise bei mir über mindestens noch zwei Jahre hinziehen wird: so viel Pflicht, so wenig klösterliche Ruhe!

Aber es gibt eine erste Lese Frucht, sie ist im Auftakt der Trilogie, dem *Holzschiff*, am Anfang des III. Kapitels zu finden. Diese Sätze – ich werde sie nicht mehr vergessen – sind der Versuch, die ersten, beklemmenden Gespräche der vorhergegangenen Seiten aufzulösen, in denen es um die Bauweise, die seltsamen Mechanismen und die blinden Passagiere des Schiffes ging. Die Sätze lauten: »Die Wahrnehmungen der Sinne waren in Einklang gebracht mit den Übereinkünften. Die allgemeinen und augenfälligen Gesetze waren an keinem Punkt umgebogen worden. Und das Prinzip der Nützlichkeit war inmitten eines bedeutenden Aufwands zur Herrlichkeit geführt. Der Spleen eines einzelnen war widerlegt.«

Vier Sätze zur Bändigung eines Abweichers, vier Modulationen der Warnung vor einer abweichenden Perspektive: Wo der erste Satz die aufatmende Wiederherstellung des rechten Maßes beschreibt und der zweite das Wahrnehmbare in den Bereich des Alternativlosen rückt, übertreibt der dritte die Betonung des gedeihlichen Zustands. Die Gefahr der Übertreibung spürend, rückt der vierte Satz direkt und lapidar die Verhältnisse zurecht: Das Wort »Spleen« stellt den Abweichler in die Nähe eines zwar nicht ernstzunehmenden, aber doch lästigen Durchgeknallten.

Das Entscheidende liegt indes im Ton dieser betonten Stabilität vergraben. Nichts ist stabil. Alles klingt nach brüchigem Eis, wackliger Konstruktion, fragiler Statik. Welche Wahrnehmung soll da als »Spleen« markiert werden, welches

Sprechen soll da wieder in Einklang gebracht werden »mit den Übereinkünften«? Überhaupt: Wer hat diese Übereinkünfte getroffen, was an diesen »allgemeinen Gesetzen« ist »augenscheinlich«, und welche praktische Konstruktion wird hier der »Herrlichkeit« gepriesen? Dies alles ist doch der Ton derer, die keine Fragen wünschen und die den »Einklang« dadurch herstellen, daß sie sanft drohen und sanft ausgrenzen.

Mir begegnete im Vortrag Erik Lehnerts auf der vergangenen Sommerakademie in Schnellroda die Gestalt, auf die solche Sätze aus der Mitte heraus gemünzt sind: der »Seitensteher«. Lehnert (sein Beitrag »Denkstile« formuliert das aus) bezeichnete mit diesem Begriff jenen Typ Denker, der sich nicht mit dem herrschenden Deutungsparadigma abfinden oder dessen Ton

aufgreifen und bedienen möchte. Der Seitensteher kratzt vielmehr am Paradigma, bereitet einen Deutungswechsel vor, widerspricht im Kern und variiert seinen Ton, um Gehör zu finden. Oder, um Jahnns ersten, entscheidenden Satz aufzugreifen: Der Seitensteher bekommt die Wahrnehmung seiner Sinne nicht mehr in Einklang mit den Übereinkünften – und artikuliert das.

Die Frage ist: Welcher Seitensteher ist der »Typ von morgen«, welcher ein Spinner? Wann bereitet der Seitensteher einen Paradigmenwechsel vor, wann treibt er eine Sackgasse ins Niemandsland? Und: Setzt er sich zwangsläufig durch, weil er recht hat, oder gibt die Geschichte (diese »Sinnggebung des Sinnlosen«, wie Theodor Lessing sie nannte) nur im nachhinein denen recht, die beharrlich und hart genug waren, sich durchzusetzen?

Nichts liegt näher, als die *Sezession*, unsere mit dem vorliegenden Heft zum 50. Mal vorgelegte Zeitschrift, auf ihre spezifische Form des Seitenstehens hin zu lesen und zu beurteilen. Wir Redakteure sind als die jeweils ersten und gründlichsten Leser der jährlich 6×60 Seiten nicht voreingenommen, denn wo, wenn nicht in der Redaktion, läge die Notwendigkeit zur steten Kritik, zur Verbesserung, Korrektur und Daseinsrechtfertigung. Um es kurz zu machen: Die Sezessionisten sind Seitensteher ohne Spleen und Typen von morgen – ohne Neigung, die Wahrnehmung ihrer Sinne mit den Übereinkünften in Einklang zu bringen. Wir schippern nämlich wirklich auf einem planlosen Kahn durch die Zeit.



Das Echo von der Saale her ...

von Dieter Stein (*Junge Freiheit*)

Von Ernst Jünger stammt aus dem *Abenteuerlichen Herzen* die Sentenz: »Man kann sich heute nicht in Gesellschaft um Deutschland bemühen; man muß es einsam tun wie ein Mensch,



der mit seinem Buschmesser im Urwald Bresche schlägt und den nur die Hoffnung erhält, daß irgendwo im Dickicht andere an der gleichen Arbeit sind.« Eine Zeitschrift zu machen, heißt gerade nicht, sich allein durch den Busch zu schlagen. Man sammelt Gefährten um sich,

die sich mit auf den Weg machen und die Bresche verbreitern.

Lange gab es eine Leerstelle für eine ästhetisch anspruchsvoll gemachte, rechtsintellektuelle Kulturzeitschrift. Diese Lücke schließt die *Sezession* seit ihrer ersten Ausgabe.

Als »Sezession« wird der Akt einer Abspaltung verstanden. Götz Kubitschek und Ellen Kositzka demonstrieren dies schon durch den Ort, an dem sie leben und arbeiten. Die Inbesitznahme des verfallenen Rittergutes, seine Renovierung und Wiederindienstsetzung ist Sinnbild sezessionistischer Philosophie. Schnellroda in Sachsen-Anhalt liegt zwar geographisch in der Mitte des wiedervereinigten Deutschlands, seine Abgeschiedenheit markiert jedoch die Abwendung vom Mahlwerk und Mainstream der Stadt. Der in den Metropolen von Millionen Lichtern geblendete Himmel wölbt sich über Schnellroda noch nachtschwarz. Indessen schieben sich in Rudeln Windräder als Zeichen der von den Zentren ausgehenden Werkstättenlandschaft an den Rand des widerständigen Ortes, dessen Topographie durch Schaufelräder des Braunkohlelegebauts seine Unschuld verlor.

Eigenwillig und in ihrer kühlen, schlichten Ästhetik herausfordernd, ragt *Sezession* aus der publizistischen Einöde der Nation wie ein eiserner Monolith empor. Je nach Ausrichtung des eigenen Pols zieht die Zeitschrift an oder stößt ab. Gleichgültig läßt sie keinen. Die Feldlinien in der politischen Publizistik hat sie durch ihren Magnetismus meßbar gekrümmt.

Wenn ich auf meinem Weg durchs Dickicht innehalte und in den Wald lausche, finde ich es beruhigend, die regelmäßigen Schläge zu hören, deren Echo von der Saale herüberklingt.

... ist zuweilen Anderland

von André F. Lichtschlag (*eigentlich frei*)

Sezession – spontan denke ich an die Formel, mit der Götz Kubitschek Briefe schließt: »Gruß!« Fünf Anschläge, die den Stil seines Blatts spiegeln. Und der ist vermutlich nicht nebensächlich, war er doch soeben erst Thema der Akademie auf dem Rittergut.

»Gruß!« – wo andere zum Abschied freundlich-herzlich mit der Mehrzahl spielen, setzt es hier einen zackigen Befehl mittels eines kurzen Worts. Da wird nicht leichtfüßig unterhalten, sondern stramm angewiesen. Das breitere Publikum mag nicht Empfänger sein, sondern die Häupter einer Szene.

Was drückt das aus? Selbstbeschränkung. Nüchterne Haltung zu sich und anderen. Den Verzicht auf einen spielerischen Umgang mit Sprache seit nun 50 Heften. Fast lückenlos. Hin und wieder wird dieser Stil auf wenigen Seiten gebrochen. Die humorvoll-leichten »Briefe an alle und keinen« erscheinen leider viel zu selten. Sie sind meine Lieblingsrubrik. Aber



ich bin auch Rheinländer. Als solcher muß ich stets grinsen, wenn ich »Gruß!« lese. Und das ist nicht überheblich gemeint, kein Auslachen, sondern eher die beglückte Freude über die Kubitscheksche Konsequenz. Darüber, daß hier einer »sein Ding« fast ohne jeden Bruch durchzieht.

Ich selbst bin von Natur aus sprunghafter. Libertär eben. Oder doch wieder rheinisch? Nationalkonservative Wahlsax'n'Anhalter – die, wie ich in der 49. Ausgabe gelernt habe, doch keine Anhalter sind – wurden aus anderem Holz geschnitzt. Apropos: Die *Sezession* hat Format – eines, das besonders gut in der Hand liegt. Angenehmes Papier und durchdachten Satz. Ketzer mögen das »faschistischen Stil« schimpfen – und Kubitschek sich mit Mohler gebührend ins Panzerfäustchen lachen. Inhaltlich? Ist *Sezession* für mich oft amüsant, öfter interessant und zuweilen auch Anderland. Kritik? Klar, das mangelnde Verständnis für Markt und Wirtschaft. *Criticón* war aufgeschlossener für Staatskritik. Bayrisch eben. Netto? Es gibt nicht sehr viele Zeitschriften, die ich regelmäßig mit Gewinn lese. *Sezession* gehört dazu.

Was bleibt? Glückwunsch zur Fünfzigsten! Weiter so! Oder besser: Gruß!

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Thomas Bargatzky, 1946, studierte Ethnologie, Soziologie, Philosophie und Altamerikanistik und ist promoviert als Ethnologe. Seit 1990 Professor für Ethnologie an der Universität Bayreuth, 2011 emeritiert.

Mythos, Weg und Welthaus. Erfahrungsreligion als Kultus und Alltag, Münster 2007

Alain de Benoist, 1943, Studium des Verfassungsrechts, der Philosophie, Soziologie, Geschichte und Religionswissenschaft an der Sorbonne. Seit den sechziger Jahren führende Rolle in der französischen Neuen Rechten.

Am Rande des Abgrunds. Eine Kritik der Herrschaft des Geldes, Berlin 2012

Carl Schmitt. Internationale Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur, Graz 2011

Dr. Norbert Borrmann, 1953, studierte Architektur, Kunstgeschichte und Geschichte in Berlin und arbeitet in der Denkmalpflege.

Warum rechts? Vom Wagnis, rechts zu sein, Kiel 2011

»Kulturbolschewismus« oder »Ewige Ordnung«? *Architektur und Ideologie im 20. Jahrhundert*, Graz 2009

Hugo Hermans, 1952, studierte Literaturwissenschaften und lebt als Gastronom und freier Schriftsteller in Westflandern.

Manfred Kleine-Hartlage, 1966, ist Diplom-Sozialwissenschaftler in der Fachrichtung Politische Wissenschaft. Er veröffentlicht regelmäßig aktuelle politische Kommentare, Analysen und Essays in seinem Internet-Blog www.korrektheiten.com.

Warum ich kein Linker mehr bin, Schnellroda 2012

»Neue Weltordnung« – *Zukunftsplan oder Verschwörungstheorie?* Schnellroda 2011
Das Dschihad-System. Wie der Islam funktioniert, Gräfelfing 2010

Ellen Kositzka, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.

Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie.

Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).

Deutsche Opfer, fremde Täter. Ausländergewalt in Deutschland – Hintergrund, Chronik, Prognose, gemeinsam mit Michael Paulwitz, Schnellroda 2011

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie, Geschäftsführer des *Instituts für Staatspolitik (IfS)*.

Vordenker, Band 3 des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. gemeinsam mit

Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2012

Wozu Politik? Vom Interesse am Gang der Welt, Schnellroda 2010

Dr. Baal Müller, 1969, studierte Germanistik und Philosophie in Heidelberg und Tübingen, lebt als freier Schriftsteller und Verleger.

Der Vorsprung der Besiegten. Identität nach der Niederlage, Schnellroda 2009

Daniel Napiorkowski, 1980, ist Jurist und freier Publizist.

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.

Armin Mohler. Eine politische Biographie, Schnellroda 2011

Kurze Geschichte der konservativen Intelligenz nach 1945, Berlin 2011

Den Griffel führen

von Baal Müller

Kunst kommt von Können, Theorie heißt Anschauung, und Zeus war ganz einfach der Stärkste der Götter. Am Beginn steht das Konkrete, geradezu Handgreifliche. Besonders deutlich ist dies beim Stil, denn der *stilus* war ursprünglich nichts anderes als das Schreibgerät, mit dem man in ein Wachstäfelchen ritzte. Wer mit sicherem Griff einen guten Griffel führte, hatte einen guten Stil. Von diesem zum Stil überhaupt war es ein weiter Weg; jahrtausendlang zeigte sich Stil nur darin, es innerhalb eines vorgegebenen Rahmens zur Meisterschaft zu bringen und dabei die ästhetischen Prinzipien der jeweiligen Kultur und Epoche zu verwirklichen – erst in der Moderne kann jemand schlechthin Stil haben, seinen eigenen Stil ausprägen, aber niemals sonst war Stil auch so sehr bedroht: durch die Stillosigkeit von Mode und Massenproduktion, durch kommerzielle oder ideologische Nivellierung.

Stil ist nicht angeboren; man verwirklicht ihn in einem bewußten, schöpferischen Akt – Tiere haben keinen Stil, Maschinen ebenfalls nicht; weder das »nur Lebendige« noch das Regelmäßig-Mechanische, sondern das Lebendig-Individuelle, sofern in ihm eine Persönlichkeit zum Ausdruck gelangt. Ein unbeschränkter Individualismus, der sich ganz seinen anarchischen Launen hingäbe, könnte ebensowenig einen Stil entwickeln, wie der Fluß ohne das Bett

zu fließen vermag, das ihn einschränkt und ihm dadurch seine Form gibt; Fluß und Bett – nicht aber Sumpf oder Kanal – bringen eine Landschaft hervor. Es bedarf also der den Stil bedrohenden Extreme – Chaos oder Schablone, Kauzigkeit und Konformismus –, die er sich anverwandelt, um sein »individuelles Gesetz« (Georg Simmel) zu verwirklichen. Stil ist Arbeit; wer nach ihm strebt, »hat den Griffel der sich sträubt zu führen«, wie der Dichter aus Georges Gedicht »Im Park«.

Wer Stil hat, wird ihn allen verfügbaren Dingen aufprägen, aber es ist kein Zufall, daß sich der Stilbegriff ursprünglich vom Schreibakt herleitete und sodann auf das Wie der Beschreibung (statt auf das Beschriebene selbst) bezog; schließlich ist das Schreiben eine ganz besondere Bewegung: Wie in jedem lebendigen Bewegungsablauf kommt in ihm ein Wesen zum Ausdruck, aber gegenüber den meisten anderen Bewegungen hat es den interpretatorischen Vorteil, erstens eine bleibende Spur – die Schrift – zu hinterlassen und sich zweitens den Widerpart des Geistigen einzuverleiben. Der Schreibende beschreibt etwas Geistiges und offenbart dabei seine spezifische Lebendigkeit. Die Höhe des Stils, den diese Verbindung erreicht, bezeichnet Ludwig Klages in seiner Graphologie als »Formniveau«. Klages war es auch, der die Grapholo-

Ernst Jünger

Fluß
 Im Stil
 Das mittelalterliche
 und aufgeführt und
 ohne aufgeführt von
 Albert Erdmann

Stefan George

Ich hat vor dich mit einem segens
 Am abend wo für dich die Kerzen b
 Und reichte dir auf einem sammlen
 Die höchste meiner gaben: den dema
 Du aber weißt nichts von dem opfe
 Von blanken leuchtern mit erhobnen
 Von schalen mit den wolken-reinen
 Die starrer kumpel finsternis erwär
 Von engel die sich in den nischen sa
 Und sich bespiegeln an kristallinen
 Von diehuden und be...

Stil – Gesten jenseits von Gut und Böse

von Alain de Benoist

Die berühmte Formulierung »Le style, c'est l'homme« (Der Stil macht den Menschen) stammt aus der »Rede über den Stil« des Naturforschers Georges-Louis Leclerc de Buffon, die er zum Anlaß seiner Aufnahme in die Académie française am 25. August 1753 hielt. Sie wird oft zitiert, meistens aber sinnverkehrend. Denn Buffon sprach nicht vom Stil als Ausdrucksform des Individuums, und ebensowenig hatte er eine Variante des Satzes von Seneca im Sinn: Oratio vultus animi est (»Der Stil ist der Spiegel der Seele«). Er wollte vor allem zum Ausdruck bringen, daß allein die gut geschriebenen Werke eine Aussicht darauf haben, bis in die Nachwelt hinein zu überdauern. Ohne Geschmack und ohne Genie geschrieben, würden sie bald in Vergessenheit geraten; nur die Qualität des Stils garantiere ihre Unsterblichkeit. Buffon hatte aber auch nicht die Absicht, eine Literaturtheorie vorzutragen. Er beschrieb die Form, die einem wissenschaftlichen Werk angemessen sei, und darüber hinaus die Kunst des Schreibens an sich. In der Tat meinte Buffon mit »Stil« in erster Linie einen Charakterzug der menschlichen Natur überhaupt. In seinen Augen hat der Begriff des Stils eine anthropologische Reichweite: Der Stil, das sei der Mensch selbst, und der Mensch sei das einzige Tier, das Stil haben könne.

Der Akzent, der in Frankreich mit Vorliebe auf diesen Begriff gesetzt wurde, ist jedoch anders geartet. Er meint auch nicht den Stil eines Schriftstellers oder Künstlers, also eine Art zu schreiben oder zu malen, die durch ihre Einheitlichkeit eine Interpretation und hermeneutische Analyse ermöglicht. Die entscheidende Idee ist, daß die Art und Weise, in der man eine Sache tut, ebensoviel, wenn nicht gar mehr zählt als die Sache selbst. Aus ihr leitet sich die Wichtigkeit ab, die man der »beau geste«, der »schönen Geste« zusprach, der Eleganz, mit der eine Tat ausgeführt wird, der Uneigennützigkeit, der äußeren Erscheinung, der Haltung, all dessen, was die französische Sprache in dem schwer zu übersetzenden Begriff »panache« (wörtlich: Federbusch, Schneid) zusammenfaßt.

Die Kernfrage des Stils ist die Gewichtung der Form im Verhältnis zum Inhalt. In anderen europäischen Ländern, vor allem protestantisch geprägten, wird die Form eher als Nebensache betrachtet. Man schätzt den Inhalt als wichtiger ein, und oft wird ein Beharren auf der Form als Zeichen eines »oberflächlichen« Geistes gewertet, wie man ihn auch häufig den Franzosen vorgeworfen hat. In Frankreich herrscht die gegenteilige Auffassung: Es ist die Form, die nicht den Wert der Tat, sondern desjenigen, der sie ausführt, bestimmt.

Stil hat wenig mit Moral, aber viel mit Ethik zu tun. Stil ist vor allem eine Haltung gegenüber dem Leben, eine Art, die Dinge zu tun, welche an eine sehr alte Form der Ethik erinnert, die man die »Ethik der Ehre« nennen könnte. Wie ihr aristokratischer Beiklang andeutet, war dies die herrschende Ethik der Epoche des Ancien régime. Die Ethik

der Ehre verweigert das Zugeständnis und die Entwürdigung. Sie ist überzeugt, daß es Dinge gibt, die schlimmer sind als der Tod, und sie ist bereit, um dieser Ehre willen zu sterben. Deren Gegenteil ist die Schande – nicht die Sünde.

Im Lauf der Jahrhunderte hat sich bekanntlich der Sinn von Ethik und Moral stetig gewandelt. Die Moral, sei sie privat oder öffentlich, besteht aus einem Kanon aus Regeln, die man beachten muß, um das Gute zu tun. Die Ethik dagegen hat einen individuellen Kern, wobei die Ethik des Helden als eine Art glühender Gipfelpunkt betrachtet wird. In vieler Hinsicht sind Ethik und Moral einander vollkommen entgegengesetzt. Die Moral trachtet danach, das Gute zu tun und das Böse zu bekämpfen. Die Ethik stellt sich kurzerhand über diese Kategorien – in den Worten Nietzsches: »jenseits von Gut und Böse«.

Im günstigsten Fall hält die Ethik daran fest, daß nicht gut sein kann, was nicht auch gleichzeitig schön ist. Manchmal zieht sie aber auch die Schönheit, die mit dem »Bösen« assoziiert wird, der Mittelmäßigkeit des »Guten« vor. Schon im alten Griechenland sagte Perikles, daß der »unsterbliche Ruhm« der Hellenen darin bestehe, daß sie »im Guten wie im Bösen große Dinge« vollbracht hätten.

Diese Vorstellung von Stil wurde auch in Deutschland rezipiert. Es war in diesem Land, wo sich Ende des 19. Jahrhunderts eine neue literarische Disziplin entwickelte: die Stilkunde, eine Erbin der romanischen Philologie und der Hermeneutik eines Schleiermachers oder eines Dilthey. Oswald Spengler (*Preußentum und Sozialismus*, 1920) und Moeller van den Bruck (*Der preußische Stil*, 1916 und 1922), um nur diese beiden zu nennen, haben viele ihrer Schriften der Erkundung des »preußischen Stils« gewidmet. Aber sie gebrauchten das Wort in einem etwas anderen Sinn. Stil bedeutete ihnen vor allem das Zusammenspiel der Charakteristiken, die eine Epoche kennzeichnen.

Stil stellt sich taub gegenüber den Vorschriften einer abstrakten dogmatischen Moral, er unterscheidet nicht zwischen Sein und Schein. Er trachtet nicht nach dem Guten, sondern nach der »schönen Geste«, dem schönen Anlaß, dem schönen Tod. Daher haben Pierre Drieu la Rochelle, Henry de Montherlant oder Yukio Mishima mit ihrem Freitod ein Beispiel für Stil gegeben. Auch der freiwillige Tod für eine Sache, an die man nicht glaubt, kann ein Ausdruck von Stil sein.

Stil verwirft außerdem jegliche Form des bürgerlichen Utilitarismus. Sein Kennzeichen ist, daß er niemals vorrangig nach seinem eigenen Vorteil, sondern nach dem »Adel der Seele« trachtet. Er findet Geschmack an dem Nutzlosen, das dem Leben dennoch einen Sinn gibt. »Es ist viel schöner, wenn es nutzlos ist!« Dieser Ausruf des Cyrano de





Bergerac aus dem berühmten Stück Edmond Rostands bedeutet ihm alles.

Stil ist mit Pflichtgefühl verbunden, aber die Erfüllung dieser Pflicht dient nichts anderem als den Formen, die seine Vollendung perfektionieren. Montherlant schrieb in seinem »Brief eines Vaters an seinen Sohn« (1932): »Das Wesentliche ist allein die innere Lebenshöhe. Sie wird Dir alles ersetzen. Sie wird Dir sogar Dein Vaterland ersetzen, wenn es Dir eines Tages fehlen sollte.«

Im politischen Bereich führt der Stil oft, vielleicht allzuoft, zu einer Ästhetisierung der Politik, deren Grenzen und Gefahren immer wieder betont wurden, insbesondere von Walter Benjamin. Armin Mohler charakterisierte den Faschismus in erster Linie als einen »Stil«. Als Beispiel nannte er das Opfer der Kadetten des Alcázar von Toledo und den berühmten Dialog zwischen Oberst Moscardó und seinem Sohn über dessen bevorstehende Hinrichtung.

Die modernen Faschismen und Totalitarismen haben zweifellos versucht, die Politik zu ästhetisieren, aus ihr eine Art »Gesamtkunstwerk« im wagnerianischen Sinn zu machen, und daraus erklärt sich auch ihre Anziehungskraft auf einen großen Teil der Intellektuellen. Die »faschistischen« französischen Schriftsteller hatten überwiegend wenig Ahnung von den faschistischen Doktrinen, waren aber fasziniert von ihren Aktionsformen. Es waren weniger die Programme und Konzepte, die sie anzogen, als die Bilder, die sie hervorbrachten. So sprach Robert Brasillach noch 1945, als er im Gefängnis seine Hinrichtung erwartete, vom »Geist des Faschismus«, vom »gewaltigen und rotglühenden Faschismus«, seinen »Liedern und Aufmärschen« und seinen »Lichtdomen«: »Der Faschismus erschien uns über lange Zeit als eine Form der Poesie, als die Poesie des 20. Jahrhunderts überhaupt (ohne Zweifel zusammen mit dem Kommunismus).« Auch nach dem Krieg waren es weniger die Ideen und Doktrinen als vor allem die Ästhetiken der totalitären Regime, die bei bestimmten Randgruppen weiterhin Begeisterung und absurde politische Nostalgien lebendig hielten. Hannah Arendt hat demgegenüber aufgezeigt, daß sich die Analogie zwischen Politik und Ästhetik von selbst aus der Tatsache ergibt, daß in beiden Sphären dieselbe menschliche Urteilskraft am Werk sei.

Natürlich weist Stil über die historischen Zufälligkeiten hinaus. Gemäß seiner Definition steht er über aller Zeit. Er kann jeden Moment wieder erscheinen und sich in einer neuen Art des Seins manifestieren. Eine Art des Seins, die der heutigen Welt fremd ist, einer Welt, die von Reichtümern, Spektakeln, neuen Technologien zum Überlaufen gebracht wird, von einer Flut von Waren und Ablenkungen aller Art – die aber keinen Stil mehr hat.

reihe kaplaken, elfte Staffel



Ernst Nolte

Am Ende eines Lebenswerks

Letzte Reden 2011/2012

96 S., kartoniert, 8,50 €
ISBN 978-3-935063-67-8

Drei (vorerst) letzte Reden Ernst Noltés, ganz im Stile des Selbstbewußtseins im Umgang mit dem eigenen Werk. Thematisiert wird in ihnen auch die von *Sezession* angestoßene, teils heftige Debatte um Noltés *Späte Reflexionen*, die vor einem Jahr erschienen.

Friedrich Romig

ESM – Verfassungsputsch in Europa

96 S., kartoniert, 8,50 €
ISBN 978-3-935063-68-5

Der ESM-Vertrag ist nichts anderes als ein Ermächtigungsgesetz, das die Haushaltsmacht in die Hand weniger »europäischer« Entscheider legt. Friedrich Romig hat ein für Laien gut verständliches *kaplaken* über das Ende der Finanzsouveränität Deutschlands verfaßt.

Manfred Kleine-Hartlage

Warum ich kein Linker mehr bin

96 S., kartoniert, 8,50 €
ISBN 978-3-935063-69-2

Vielleicht kann nur ein ehemaliger Linker erklären, warum es eine Erlösung ist, keiner mehr zu sein. Manfred Kleine-Hartlage ist kein Linker mehr. Sein autobiographischer Loslösungsbericht könnte denen in die Hand gedrückt werden, die es auch schon fast geschafft haben!

EDITION  ANTAIOS

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra
Tel/Fax: (034632) 9 09 41 · e-Post: vertrieb@edition-antaios.de
www.antaios.de

Die Ein-Mann-Kaserne oder Expressive Loslösung

von Götz Kubitschek

Der Langhaarige sitzt in der Mitte. Links und rechts von ihm haben die beiden Moderatorinnen Platz genommen: in Hosenanzügen, ganz professionell und sicherlich voller Hoffnung, daß aus diesem Gespräch einmal Energie kommen könnte – das Gegenteil also von dem, was Kunstszene-Teilnehmer kennen und als Vorgang seltsamerweise stets aufs neue ertragen: mittels Deutung und Interpretation nämlich in einen dürftigen Künstler und sein dürftiges Werk erst hineinzupumpen, was eigentlich herausspritzen sollte: Kraft, Können, ein undemokratischer, nicht mehr diskutabler, nicht verhandelbarer Anspruch, der jäh wirkt. Eine kleine Einstiegsfrage, schon bricht der Vulkan aus:

»Die Kunststudenten sollen strammstehen, da, wo sie sind. Die sollen nicht in mein Atelier kommen, die sollen mir nicht ihre Mappen zeigen, das interessiert mich nicht. Mich interessiert ihr dienstfähiges Gesicht, ich will sehen, ob sie Soldaten der Kunst werden können, ja oder nein. ... Sie wollen eine Karriere machen, aber wenn man unter der Diktatur der Kunst dient, braucht man keine Karriere zu machen: Man dient einfach, fertig! ... Es gibt in der Kunst keine Anarchie. Die ganzen Anarchisten, die mit mir studiert haben, sind alle ganz liebend gern Professoren geworden, um in diesem hierarchischen Furz-System die Hämorrhoiden zu unterrichten, die Hämorrhoiden am Arsch des Staates. ... Die Leute haben keine Ahnung, was es bedeutet, sich der Kunst in den Weg zu stellen oder sich ihr nicht in den Weg zu stellen. Ich brauche nicht die Leute, die mir ihre Kunst zeigen wollen und die wollen, daß ich ihnen helfe.«

Der so vom Leder zieht, heißt Jonathan Meese und ist eines von wer weiß wie vielen *enfants terribles* der Kunstszene. Meese trägt direkt aus der Tube zentimeterdick auf, das Ganze rasend schnell (gleich fünf Bilder an einem halben Vormittag, »machen, machen, machen, immer schneller. Man muß in einem immer schneller rasenden Zug sitzen, schon, um die ganzen Bedenkenträger hinter sich zu lassen«). Er imitiert das rhetorische Gefuchtel Hitlers und schwadroniert – den Futurismus nach 100 Jahren als Karikatur aufleben lassend – vom Totalabriß Berlins und einem überdimensionalen Meese-Schreibtisch in einem gigantischen Meese-Bunker, in dem das einzige Besatzungsmitglied Befehle erteilt, um sie selbst zu befolgen:

»Ich liebe es, Befehle zu empfangen: Jonathan tu dies, Jonathan tu das, wach auf, steh auf, geh ins Bad, setz dich an den Tisch, mach das Manifest fertig, geh ins Büro, das ist passiert, jenes auch, schnell, mach weiter. Ich will nicht mehr aufgehalten werden, ich will keine E-Mails von ich-versauten Typen haben: Mein Traum ist, nur noch im Bunker zu sitzen und das Zeug alles rauszuwerfen.«

Es waren wohl diese Germania- und Hitler-Anspielungen, die dem Gespräch im Vorfeld der diesjährigen »documenta« in Kassel zu einem angemessenen Ende verhalfen: Ein Student, der mit Künstlerbart und Cord-Sakko dem Klischee entsprach, drängelte sich nach vorn durch, wischte

»So viele wunderbare Dichter, die noch zu lesen sind – so viel Stoff und Vorbildlichkeit für einen jungen Menschen, um ein Einzelgänger zu werden. Man muß nur wählen können; das einzige, was man braucht, ist der Mut zu Sezession, zur Abkehr vom Mainstream.«

Botho Strauß:
*Anschwellender
Bocksgesang*, 1993

die Wassergläser vom Tisch und stand dann etwas hilflos herum. Woher dieser plötzliche Anhauch von Aggressivität? Hatte er einen inneren Befehl empfangen, den ersten seines Lebens? Hatte er jäh festgestellt, daß auch er in einer Ein-Mann-Kaserne dienen sollte, sich selbst beanspruchend, beauftragend, ausbildend? Oder war es glatt das Gegenteil, nämlich die Schmach, innerhalb weniger Minuten durchleuchtet, beurteilt und abgelehnt worden zu sein? Auch er – im anarchistischen Habitus – eine Hämorrhoid am Arsch der Kunstförderung; ein bißchen gefüttert, ein bißchen gestreichelt, versehen mit dem Prädikat »interessant« und »gut, daß es dich gibt« – aber keiner, an den man sich erinnert, der einem nicht aus dem Kopf geht, mit dem man nicht fertig wird.

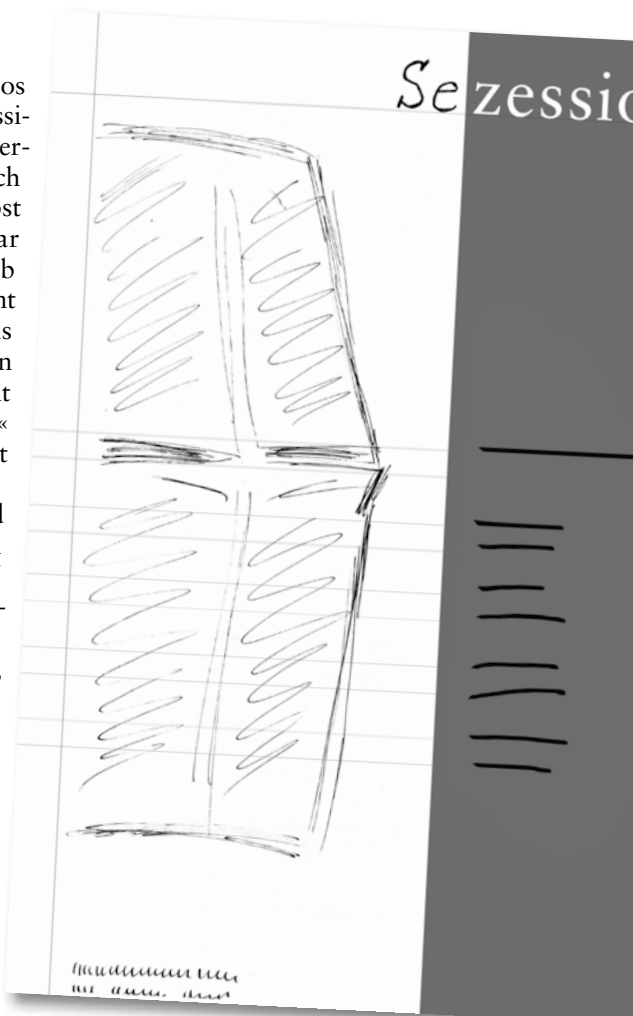
Wer Befehl und Gehorsam kennengelernt hat und diese den Monolog streifende Kommunikationsform schätzt, wird Jonathan Meeses provokanten Entwurf verstehen, auch wenn er mit dessen Bildern nichts anfangen kann. Die Effizienz einer Ein-Mann-Kaserne: nichts übertrifft sie. Ihr Gegenbild ist der runde Tisch, ein Führungs- und Entscheidungsmodell, das auf den Parteitagen der »Piraten« in die Selbstlähmung hinein übertrieben wird: Austausch ohne Ergebnis, Gerede unter Leuten, die keine Experten sind, Demokratisierung und Enthierarchisierung von Vorgängen, die nur dann etwas austragen, wenn sie straff organisiert sind. Aber so: Zeitverschwendung, Verwässerung und jede Menge beleidigter Leute, deren Beitrag am runden Tisch nicht berücksichtigt wurde von jenen, die am Ende zu entscheiden haben.

Die *Sezession* ist selbstverständlich nicht an einem solchen runden Tisch entstanden und wird auch nicht von dort geführt. Sie ist vielmehr als Rohrpost-Produkt zwischen insgesamt drei Kasernen realisiert worden: Im der einen lagerte das Wissen, in der zweiten der Motor, in der dritten das Pulver. Man traf sich genau einmal zu dritt, händigte einander aus, was an Lagefeststellung und Auftragsformulierung ausgearbeitet war, legte die Befehlsstruktur fest, markierte Ziele und Auffanglinien. Danach: zurück in die Kasernen, Befehlsausgabe, Stahlhelm auf, los.

Dies ist alles in allem keine Legende, aber natürlich kann man es auch weniger dramatisch erzählen, Karlheinz Weißmann hat das in seinem Beitrag für das Sonderheft »10 Jahre IfS« getan. »Angesichts der schmalen Basis des konservativen Lagers war es naheliegend, daß an das IfS der Wunsch herangetragen wurde, die durch das »Abrutschen von *Criticón* entstandene Leerstelle zu füllen« (wie es Konrad Adam ausdrückte). Allerdings verbot der Aufbau der Organisation in den ersten Jahren die Umsetzung entsprechender Absichten. Erst 2003 konnte an eine Verwirklichung gedacht werden, nachdem ein Förderer einen wesentlichen Beitrag zur Verfügung gestellt hatte, der es erlaubte, neben dem Vortrags- und Seminarbetrieb des Instituts auch an den Aufbau einer Zeitschrift zu gehen, die sich nicht der Tages-, sondern der Metapolitik widmen sollte.«

Dies ist das Woher und Wohin der *Sezession* – ebenso rational kalkuliert wie gegen jede Vernunft durchgesetzt: Natürlich handelt es sich bei diesem Projekt um eine vor zehn Jahren sehr naheliegende Ausweitung des Aktionsraumes in einem Bereich, der für intellektuelle Rechte wie geschaffen ist. Solche Ausweitungen der Geschäftstätigkeit sind für jeden Selbständigen und für jedes im Aufbau befindliche Projekt vollkommen undramatische Vorgänge. Gleichzeitig aber ist die *Sezession* mit einem normalen Zeitschriftenprojekt nicht vergleichbar. Im Bereich rechter Publizistik entsteht nichts von selbst, kommt nichts von selbst in Form, wird nichts begeistert begrüßt und vom Feuilleton »nach oben geschrieben«. Es gibt kein Wohlwollen. Das, was geschaffen und durchgehalten werden soll, muß von denen geschaffen und auf Dauer gestellt werden, die in der Lage sind, ununterbrochen gegen die Strömung der Zeit anzuschwimmen.

Dieses Widerständige war ein sehr wichtiger Aspekt innerhalb des Unterfangens, der *Sezession* ein unverwechselbares, überzeugendes und



Intensiv entworfen: *Sezession*, Heft 1, Skizze vom Februar 2003

souveränes Äußeres zu geben: Widerstandsgeist in zeitloser Form, frei von Originalitätsdruck, Modeschrift oder der fatalen Überzeugung, daß dem richtigen Inhalt auch ein irgendwie zusammengestücktes Äußeres genügen würde. Und so ist diese Formungs- und Durchsetzungsphase gekennzeichnet von drei Merkmalen:

1. einer antiromantischen Konzentration auf Entscheidungen und notwendige Handlungen, und das bedeutet: Beschränkung auf das Machbare und Reduzierung auf das, was nicht nur einmal gelingt, sondern immer wieder. Denn dieses »immer wieder« ist in hohem Maße das Kennzeichen eines Periodikums, das nicht aus dem vollen schöpfen kann.
2. einer Immunisierung gegen Kritik. Der *Sezession* wird auf zweifache Weise zugesetzt: zum einen dadurch, daß der Autorenstamm aufgrund politischer Kontamination wie selbstverständlich beschränkt ist; zum andern durch das nur mit politischer Acht erklärbare Ausbleiben einer breiteren, öffentlichen Rezeption. Man muß, um darüber nicht zu verbittern, eine sich selbst immer wieder vergewissernde Unbeirrbarkeit haben, und derlei innere Überzeugungen sind um so schwerer zu erschüttern, je besser sie durch eine formale und stilistische Unangreifbarkeit eingemauert sind. Dies einbeziehend, ist die *Sezession* – wie vorhin schon angedeutet – als eine in mehrfacher Hinsicht »intensive« Zeitschrift konzipiert und durchgeführt worden: Sie führt einen Namen von suggestiver Spröde. Sie hat ein steiles Format, das durch die Längsgliederung des Titels noch verstärkt wird. Sie legt es dem Leser haptisch nahe, daß er sorgsam mit den Heften umgehe. Sie stimmt – konzentriert auf bestimmte Autoren – einen Ton an, den sie nicht zur Disposition stellt, und verlangt den Sprung über Hürden. Sie bemüht in letzter Zeit den Binnenpluralismus in Form von Debatten, muß dies aber noch müheloser tun und empfindet sogar das stets als gerade noch gerechtfertigten Bruch mit dem Grundprinzip der Gründung: keine Diskussionen mehr, nur noch Setzungen. Denn sie ist nicht pädagogisch oder vermittelnd, sondern am Ende doch immer fertig, hingestellt, monolithisch. Die Leserschaft ist auch aus diesem Grund in einer Art und Weise erlesen, daß die Öffentlichkeit, dürfte sie die Kartei sichten, verblüfft darüber wäre.
3. Abneigung gegen die »Pluralisierung an entscheidender Stelle«. Natürlich sind weder das Rittergut Schnellroda, noch die Wohnstätten Karlheinz Weißmanns, Wolfgang Dvorack-Stockers oder Erik Lehnerts Kasernen. Man schätzt aber hier wie dort die Neigung einer ganzen Epoche nicht, folgenlos sich zu versammeln, zu reden, in Vorhaben und großen Plänen zu schwelgen. Man schätzt den klaren Plan, den knappen Einwurf, die Ergänzung, die Umsetzung, das Werkstück, den Erfolg, kurz: das Konkrete mit seinen habhaften Bestandteilen.

»Von vornherein war klar, daß nicht an die Weiterführung des Titels *Criticón* gedacht war, sondern ein neuer Name gewählt werden sollte. In die engere Wahl kamen ›Zitadelle‹ (nach dem französischen Titel des Buches *Die Stadt in der Wüste* von Saint-Exupéry), ›Räson‹ (wegen der Doppeldeutigkeit des gegenaufklärerischen Anspruchs) oder ›Sezession‹ (im Sinne von Nietzsches Forderung nach einer ›großen Loslösung‹, die jeder Erneuerung vorangehen müsse). Daß die Wahl auf *Sezession* fiel, hatte vor allem damit zu tun, daß der Begriff unpräntentös wirkte und eine größere Zahl verschiedener Assoziationen möglich machte.«

Karlheinz Weißmann:
»Die *Sezession*«, in »10 Jahre IfS«. Sonderheft der *Sezession*, 2010

Konzentration auf das Machbare, Immunisierung gegen Kritik, Abneigung gegen Pluralisierungen: Derlei prägt also die Arbeitsweise der Einmann-Kasernen, die nun schon einige Male Erwähnung fanden und sich übers Land verteilen. Schroff sein, phasenweise ungastlich, konzentriert auf das Eigene, anders geht es nicht. Denn es ist nicht so, daß eine Zeitschrift wie die *Sezession* nach Marktprinzipien betrieben werden könnte: Scheitert dieses Projekt, kann man nicht einfach wechseln. So etwas zu machen, ist etwas anderes als ein Beruf, es ist ein Lebens- und Arbeitsstil, ein Schreibstil und ein Denkstil. Es ist der Stil des geistigen Bürgerkriegs und des Verlorenen Postens, des Waldgangs und des Thesenanschlags, ein Stil, der Maßstäbe für eine Szene setzen muß, ebenso, wie der einer nicht von vornherein selbstgewählten Teil-Abkehr von der Gegenwart. Man hat sein Leben daran gehängt und sagt mit gutem Recht, daß ein Ersatz für die vielen Nachteile die Möglichkeit ist, über die Form und die Arbeitsweise selbst zu entscheiden und daraus einen Stil in amorpher Zeit zu prägen. Der Dienstplan ist straff, die Ablenkung unerwünscht, die selbstgestellten Kriterien sind hart genug, es müssen keine von außen hineingetragen werden. Das bisher Geleistete und das mittlerweile hohe Maß an Erfahrung bilden eine nach außen sichtbare, gegen das Äußere schützende Hülle. Zudem hat man den Kreis möglicher Gespräche mehr als einmal abgeschritten, ist ihrer überdrüssig und mag sich nicht ständig wiederholen.

Dennoch natürlich nichts gegen den hebenden Austausch, vor allem dann nicht, wenn er durch Briefe vorbereitet oder in Briefen fortgeführt wird, jene den Dienstplan nicht störende Form eines »Dialogs unter Abwesenden«. Zitate aus einer Fundamentalkritik, die jüngst eintraf: »Ich bin gespannt, ob der Gegensatz zwischen tiefer Debatten- und Strukturanalyse, die ja hinter vielen Autorenportraits und Texten letztlich steckt, und Eingehen auf die Politik, Hingezwängt-Werden zum Alltag, sich weiterhin überbrücken läßt. Kann eine Zeitschrift zugleich das Blatt einer gegenaufklärerischen, die Fragen des Tages nicht verachtenden Wahrnehmungselite mit durchaus erzieherischem Hintergedanken sein und zugleich eine im Geistigen ernstzunehmende Sezession betreiben?«

Die Beantwortung dieser Frage fiel uns nicht schwer – sie berührt den Kern unseres Selbstverständnisses: »Denken Sie sich eine Sanduhr, in dessen oberem Glas sich die Körnchen nur nach und nach zu bewegen beginnen, unmerklich abrutschend, wie unbeteiligt. Ich sah uns dort in den vergangenen Jahren, sah uns ruhend am Rande eines Sandtrichters, einer Marmor-Klippe, und die Frage, wer die Verhältnisse zum Tanzen bringe, war gleichzeitig ein Eingeständnis, daß sie nicht tanzten. Aber wenn sie zu tanzen beginnen, dann geraten wir in den Trichter, und es geht hinein in den Sanduhrkanal, beschleunigt, durch eine Zeitschleuse gewissermaßen, und alles wird auf den Kopf gestellt.

Man könnte diese Fahrt durch die Schleuse achselzuckend als das hinnehmen, was sie wohl ist: eine grobe Umsortierung, die weder Ihre noch meine Bibliothek in Mitleidenschaft ziehen wird, und vielleicht drückt sich die Haltung des Sezessionisten darin aus, daß er auch dann nicht zu laufen beginnt, wenn ihm der letzte Bus vor der Nase wegzufahren droht.

Wir haben das schon oft erwogen: konsequent stets genau das Gegenteil von dem zu tun, was der Newsticker fordern könnte, oder besser: stets das zu tun, was der ganz eigene Plan fordert als nächstes; sich also weder im positiven noch im verneinenden Sinn von außen den Tag diktieren zu lassen. Dies aber wäre Georgisch, waldgängerisch, zirkelnd, arrogant, selbstvergessen, auch spielend und künstlerisch, wäre vom Zeitverständnis her geologisch, also sozusagen außerhalb der Sanduhr, aber nicht mehr metapolitisch. Dies wäre ein Granit ohne Durchlässigkeit.

Sezession aber ist EXPRESSIVE LOSLÖSUNG: wahrnehmen und urteilen, aufnehmen und formen; auf der Höhe und außerhalb der Zeit lautstark gehen, entlang roter Fäden und gestützt auf Monolithen – das alles in einem Heft, nicht getrennt voneinander, sondern zusammengeführt aus Ein-Mann-Kasernen, in denen innerhalb eines selbstgesteckten Rahmens und nach einem selbstgeschriebenen Dienstplan ein selbstformuliertes Protokoll vollzogen wird.«

So der Antwortbrief, und wieder also: kräftige Bilder. Wer ständig gegen den Strom schwimmt, darf kräftige Bilder wählen, um seine Arbeit zu beschreiben, und wer in den Bildern und Büchern der Neuen Rechten zu Hause ist, weiß, daß die von Ernst Jünger beschworenen einsamen Axtschläge zu hören sind, wenn man einmal innehält, um sich zu vergewissern, daß auch andere an der Arbeit sind. Sie sind an der Arbeit, schlagen ihre Schneisen, und nicht gestört werden will dabei vor allem die Besatzung des Ritterguts, aus dem es ausnahmsweise einmal deutlich und frei nach Jonathan Meese tönt:

Die jungen Leute sollen strammstehen, da, wo sie sind. Die sollen nicht hierherkommen und ihre Gehversuche vorzeigen, das interessiert uns nicht. Uns interessiert ihr dienstfähiges Gesicht, wir wollen sehen, ob sie Soldaten der Idee werden können, ja oder nein: der Idee der Nation oder der Tradition, der Reaktion oder der Nutzlosigkeit, des *Ego non* oder des *Si vis pacem, para bellum*. Wenn man sich gegen unsere Epoche stellt und sich dem Anspruch einer deutlich herausgemeißelten Gegen-Gestalt unterwirft: dem Widerständigen nämlich, braucht man keine Karriere zu machen: Man dient einfach, fertigt, öffnet den Rotwein mit der Schere oder trinkt den teuersten Cognac, den man auftreiben kann – nie jedoch, weil »man das so macht« oder weil es ein Bild dafür gibt irgendwo, sondern weil man ist, wie man ist, heute, jetzt, schon immer. Denn dies gehört zum unverwechselbaren Stil der Ein-Mann-Kaserne, deren Tore aus Mangel an Versöhnung mit den gegenwärtigen Verhältnissen geschlossen wurden. Und nur so kann darin an der Form und im Stil der EXPRESSIVEN LOSLÖSUNG gearbeitet werden.

»Man kann sich heute nicht in Gesellschaft um Deutschland bemühen; man muß es einsam tun wie ein Mensch, der mit seinem Buschmesser im Urwald Breschen schlägt und den nur die Hoffnung erhält, daß irgendwo im Dickicht andere an der gleichen Arbeit sind.«

Ernst Jünger: *Das abenteuerliche Herz*. Erste Fassung 1929

Die Formlosigkeit der Deutschen

von Karlheinz Weißmann

Die Behauptung deutscher Formlosigkeit ist allgemein akzeptiert. Sie wird von Ausländern wie Inländern vertreten, von Linken wie Rechten, von Gebildeten wie Ahnungslosen, von Patrioten wie Antipatrioten. Solcher Verbreitungsgrad einer Auffassung spricht dagegen, daß es sich um ein belangloses Klischee handelt. Jedem fallen rasch und wahllos Beispiele ein: von der Neigung des deutschen Mannes zu Tennissocken bis zum Dekolleté der Kanzlerin in Bayreuth, vom Fehlen jeder Weltläufigkeit bei unseren Außenministern bis zur Distanz zwischen Geist und Macht überhaupt, von der Häßlichkeit unserer Fußgängerzonen bis zur Unerfreulichkeit des deutschen Schlagers, von der Unterwürfigkeit gegenüber allem Fremden bis zum grundlosen Beharren auf der eigenen weil »deutschen Sch. ...« (Rudolf Schlichter). Das alles soll irgendwie mit einem Mangel an Gewandtheit zu tun haben, an Stilbewußtsein, an Formsicherheit eben, kein *savoir-vivre*, keine *maniera*, nicht einmal die polnische Mischung aus Chopin und Schludrigkeit.

Natürlich ist viel von dem Aufgezählten belanglos oder einfach Teil jener sozialen Phänomene, die auf Vermassung zurückgehen, gibt es nur wenige, die Vergleichsmöglichkeiten haben oder solche nutzen, scheint weder die Begegnung mit betrunkenen holländischen Fußballfans noch die mit britischen Labour-Abgeordneten, weder die Tristesse moderner französischer Zweckbauten noch der Zusammenprall mit russischen Hotelgästen am Büfett, weder das Auftreten von nordamerikanischem *trash* noch die Kleidungsgewohnheit von Jugendbanden orientalischer Herkunft etwas an der Generaleinschätzung zu ändern.

Soweit es um Urteile geht, die von außen kommen, darf man Deutschenhaß in Rechnung stellen, soweit es sich um selbstkritische Äußerungen handelt, muß man vieles der großen Depression zuschlagen, die die Deutschen befallen hat. Die Neigung, sich schlechtzumachen, in jedem Fall schlechter, als man ist, hat natürlich mit der herrschenden Stimmungslage zu tun und der Wucht, mit der man der Nation ihren Unwert eintrichtert.

Trotzdem wäre es falsch, den Vorwurf der Formlosigkeit einfach aus aktuellen ideologischen Vorgaben zu erklären. Es geht vielmehr um ein Phänomen langer Dauer, das nicht zufällig so viele kluge Köpfe zu Stellungnahmen herausgefordert hat und bis heute herausfordert. Jedenfalls sprach Arnold Gehlen noch in einem seiner letzten Texte der »Unbestimmtheit, Unstabilität unseres Wesens« entscheidende Bedeutung zu, dem »mangelnden Sinn für das Haltgebende«, und zitierte zustimmend Germaine de Staël, die vor zweihundert Jahren zu ganz ähnlichen Einschätzungen kam: »Denn man muß zugeben, daß die Deutschen heutzutage nicht das haben, was man Charakter nennt ... die Gesichter und Manieren scheinen eine feste Gesinnung anzuzeigen, und man ist unangenehm überrascht, wenn man sie nicht findet.«

Unschwer kann man von diesen Feststellungen einen Bogen zu dem Essay schlagen, den Karl Heinz Bohrer vor einiger Zeit dem Stilmangel der Deutschen gewidmet hat. Der Unterschied zwischen früheren und aktuellen Beobachtungen hängt vor allem mit unterschiedlichen Generationenerfahrungen zusammen. Was Bohrer die »Grundstruktur von deutscher Ausdruckslosigkeit« nennt, erfährt jetzt etwa eine Aktualisierung durch die Unfähigkeit der neuen Mittelschicht, sich »formell und originell zugleich zu verhalten«, nicht über reduziertes Bauhaus und damit das »Ausdrucksvermögen von Spießern« hinauszukommen, überhaupt keine Ausdruckssicherheit an den Tag legen zu können, die man Briten, Franzosen, Spaniern oder Italienern selbstverständlich zugesteht. Wichtiger als das ist aber die Feststellung einer Schnittmenge in der Argumentation Gehlens und Bohrers, insofern als beide Bezug auf Nietzsche als Referenzpunkt nehmen, der jenen erweiterten Stilbegriff eingeführt hat, der es erlaubt, Stilkritik als eine Variante der Kulturkritik zu treiben.

Erstaunlich ist jedenfalls das Maß, in dem Nietzsche nicht nur Literatur, Musik und bildende Kunst, sondern auch Politik, Religion und tägliches Leben einem Urteil unterwarf, das nur Stil oder Stillosigkeit, guten oder schlechten Stil kannte. Damit war auch alles einem im letzten ästhetischen Maßstab ausgesetzt, der auf das Ethische übergreift, eine – wie Nietzsche genüßlich hervorhob – ganz und gar undeutsche Verfahrensweise. Nietzsche hat den deutschen Stilmangel auf einen Mangel an Stilbewußtsein zurückgeführt, einen Mangel an Klassizität, den die geistig führenden Schichten der Deutschen nie behoben hätten. Wie immer in diesem Fall wird vor allem die französische Kultur als Gegenbild entworfen, die – um es mit den Worten eines Nietzscheaners zu sagen – noch stets zurückgreifen konnte auf den »Schatz, den es aus seiner aristokratischen Vergangenheit herübergerettet und in der ästhetischen Durchgeformtheit des französischen Menschentypus weitergepflegt hat« (Max Weber).

Zur Wirkung von Nietzsches Kritik an der Formlosigkeit der Deutschen gehört ein besonderer deutscher »Stildiskurs« seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts, dessen Spur sich verfolgen läßt vom Wunsch nach einem jugendbewegten neuen »Lebensstil« (Wilhelm Stählin), über die Idealisierung des »preußischen Stils« (Moeller van den Bruck) und die Intellektuellensehnsucht nach »stilvoller Wildheit« (Thomas Mann) bis zur Analyse von »Kulturstilen« (Oswald Spengler), die Vorstellung, daß der fehlende Widerstand des deutschen Bürgertums gegen Hitler auf »Formschwäche« (Helmuth Plessner) beruhte, und den Überlegungen eines Nachläufers, zu dessen wirkungsvollsten Texten ausgerechnet einer über den »faschistischen Stil« (Armin Mohler) gehörte. Allerdings hat Nietzsche auch die Wahrnehmung dafür geschärft, daß die Sonderstellung der Deutschen unter den (europäischen) Völkern sich aus einer besonderen Denk- und Verhaltensweise erklärt, deren Vorhandensein man nicht einfach durch eine Reihe historischer Fehlschläge erklären kann – den Mangel an imperialer Erfahrung und eines maßgebenden höfischen Lebens vor allem –, sondern zurückführen muß, auf das, was immer etwas hilflos »Mentalität« genannt wird, eine tiefere, allerdings auch schwerer faßbare Ursache.

Bei genauer Betrachtung erweist sich die Formlosigkeit der Deutschen dann weniger als Defekt, eine Art Charakterschwäche, sondern als Gegenseite eines Komplexes von Eigenschaften, die das deutsche Wesen ausmachen. Man kann manches davon natürlich auch empirisch erfassen. Im folgenden soll es allerdings um die Tiefenschicht gehen, die sich kaum in Datensätzen niederschlägt, und das Gemeinte anhand von vier Begriffen erläutert werden:

1. Ursprung – Kein Deutscher liest wachen Sinns die *Germania* des Tacitus, ohne den Eindruck zu haben, daß die, von denen da antik geredet wird, ihm ähnlich sind. Eine Wahrnehmung, die noch ungleich stärker war, als man die *Germania* im 15. Jahrhundert wiederentdeckte und wie einen Spiegel nahm. Was sich hier vorgeformt fand, war die Idee von den Deutschen als einem »Urvolk« mit einer »Ursprache«, die später Fichte so wirkungsvoll formuliert hat und die sich so oder ähnlich in fast jedem Text der frühen Nationalbewegung, aber auch bei Bernard Willms findet. Der deutsche Gedanke, sich näher an den eigenen – reineren – Anfängen zu befinden als die übrigen Nationen Europas, hat die frappierende Gleichsetzung mit dem Volk Israel gespeist, aber auch die Proklamation

»Der neue Stil des Lebens, der einer vorwärtsstrebenden Jugend notwendig geworden ist, trifft praktisch zusammen mit dem, was von vielen Seiten an der Erneuerung unseres deutschen Volkstums gearbeitet wird. Seit Jahren ist man von allen Seiten am Werk: Abstinenten, Sittlichkeitsvereine, Bodenreformer, Wohnungsreformer, Reformpädagogen. Was soll nicht alles reformiert werden! Ja was müßte nicht alles reformiert werden!«

Wilhelm Stählin: *Der neue Lebensstil. Ideale deutscher Jugend*, Jena 1919, S. 24.

zum »jungen Volk« der Mitte, die Vorstellung noch »Kultur« und noch nicht »Zivilisation« zu sein, die dem »Westen« ganz und gar suspekter Begeisterung für den »Osten«, von der Übersetzung Tolstois bis zum Nationalbolschewismus der Weimarer Zeit. Die Hochschätzung des Ursprungs bedeutet aber nicht oder nicht nur eine Verklärung der Anfänge, wie sie jede vitale Gemeinschaft kennt, sondern ist auch verbunden mit der Annahme, jederzeit aus der Quelle der eigenen Lebenskraft schöpfen zu können, daß sie zugänglich bleibe, trotz des Gangs der Dinge und der Entfernung vom Beginn. Die Deutschen waren nie nur stolz auf ihre Vorfah-



*Formvollendung in
Etzels Saal – Tafel in
Frankreich, 1918, kurz
vor dem Eintreffen
deutscher Offiziere*

ren, sondern auch auf einen »barbarischen« Zug, der sich ihnen erhalten hatte. Darauf beruhte, was Max Scheler die »Unausgetrunkenheit« der Deutschen nannte, ihr Noch-nicht-zum-Ziel-gekommen-Sein, das Unfertige, die Vorstellung, sein Ziel noch nicht erreicht zu haben, die aus der Formlosigkeit resultierende Chance, sich immer wieder als ein anderer zu entpuppen. Wenn der Franzose Charles Maurras meinte, aller Anfang sei häßlich, neigt der Deutsche Hermann Hesse zu der Auffassung: »... und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne«.

2. Eigensinn – Man könnte das Gemeinte auch als Folge von Eigen-sinn charakterisieren, – ein sehr deutsches Wort. Gegen eine Wahrnehmung, die »Ordnung« für typisch deutsch hält, stand lange Zeit die Betonung des Unordentlichen im deutschen Wesen. Man hat das auf die nur teilweise Romanisierung des deutschen Gebiets zurückführen wollen, aber auch prinzipielle Gründe genannt, vor allem einen tiefverwurzelten Zug ins Anarchische, der allem regulierenden Sinn des Lateinischen widersprechende Drang nach Selbstbestimmung und Freiheit, der sich auch bei den stammverwandten Völkern findet und jede politische wie religiöse Zusammenfassung erschwert. Die Reihe deutscher Rebellen, von Arminius über Luther bis zu Stauffenberg, die weniger konkrete politische Ziele als eine prinzipielle Infragestellung der Verhältnisse vor Augen hatten, ist jedenfalls erklärungsbedürftig. Dasselbe gilt für eine Figur wie Michael Kohlhaas, dem Kleist ein Denkmal setzte und dessen irritierendes Bild darauf verweist, daß sich deutscher Eigensinn nicht zuletzt in Gründlichkeit niederschlägt, in der Unfähigkeit oder doch dem Unwillen, etwas nur halb zu machen, eine Sache auf sich beruhen zu lassen, im Widerwillen gegen jede Art von Korruption oder der sich oft als naiv erweisenden Sehnsucht nach Authentizität und Natürlichkeit. Gehlen hat dafür den Begriff des »Konsequenzfanatismus« gebraucht, der sich besonders eindringlich auf intellektuellem Gebiet niedergeschlagen hat, vor allem in den großen philosophischen Systemen, die deutsche – und nur deutsche – Denker in den letzten zweihundertfünfzig Jahren schufen.

3. Werden – Die Grenzen der Übertragbarkeit (zuerst: Übersetzbarkeit) dieser Denkbewegungen von Kant bis Heidegger haben eine Ursache auch darin, das heißt einem latenten Unwillen vor allem des Westens gegenüber dem, was man als Ausuferung wahrnimmt, die Ungewöhn-

»Wir Deutsche sind Hegelianer, auch wenn es nie einen Hegel gegeben hätte, insofern wir (im Gegensatz zu allen Lateinern) dem Werden, der Entwicklung instinktiv einen tieferen Sinn und reicheren Wert zumessen als dem, was ›ist‹.«

Friedrich Nietzsche:
Fröhliche Wissenschaft,
KSA, Bd. 3, S. 599.

lichkeit der Begriffsbildungen und die Angestrengtheit. Es kommt allerdings noch ein Drittes ins Spiel: der Aspekt des Unabgeschlossenen, ein auf den ersten Blick zielloser Prozeß der Veränderung, der sich zu verlieren droht und »irrational« ist, keine Begrenzung findet, auch keine in dem bewußten Akt des »rationalen« Einhaltens, das anderen Denkstilen so typisch ist. Frappierenderweise haben der Franzose de Maistre wie der Russe Dostojewski als Ursache der dauernden Umwälzungsprozesse in der Moderne die deutsche Reformation angesehen. Ihnen erschien als unheimlicher Prozeß, was die ganz deutsche Romantik als »organisch« betrachtete, also als »lebendig«, und was vor allem zu einer vollständigen Erneuerung des Verständnisses von Geschichte führte, die nicht länger als Niederschlag antiquarischen Interesses oder als Beispielsammlung zu pädagogischen Zwecken verstanden wurde, sondern als ein Ganzes, das sich sinnvoll entfaltet, nicht nach strengen Gesetzen, aber doch Prinzipien folgend, die der menschliche Geist erfassen und – im letzten: künstlerisch – nachgestalten kann.

4. Glauben – Es hat kaum etwas anderes so nachhaltig auf das deutsche Bewußtsein gewirkt wie dieser Sinn für das Geschichtliche. Ernst Troeltsch sprach sogar davon, daß er den letzten großen »Fortschritt zu freier, persönlicher und individueller Sittlichkeit« darstellte. Die Betonung des Ethischen ist in diesem Zusammenhang kein Zufall, so wenig wie die Intensität, mit der versucht wurde, die eben auch denkbaren – nihilistischen – Folgen des Historismus zu bändigen. Damit sei auf einen letzten Aspekt hingewiesen, um den es in diesem Zusammenhang gehen muß. Gemeint ist die deutsche Frömmigkeit. Die hat schon bewirkt, daß die Mission der Deutschen ein ganz besonders schwieriger Akt war und daß sie, einmal Christen geworden, den neuen Glauben in ihrer Art besonders ernst nahmen, was auch dazu führte, daß sie nicht irgendwelche Ketzereien hervorbrachten wie ihre Mitchristen, sondern gleich eine neue Kirche gründeten. Für unseren Zusammenhang wichtiger ist weiter die Feststellung vieler ausländischer Beobachter, die im 19. Jahrhundert nach Deutschland kamen. Sie waren frappiert über die religiöse Ernsthaftigkeit. Nicht daß die Kirchenbindung noch die ursprüngliche Stärke gehabt hätte oder der Volksglaube, der Belgien, Spanien oder Italien prägte, vergleichbar gewesen wäre. Gemeint war vielmehr die Beobachtung unter den Gebildeten, daß sie »Religiosität« zu den wichtigen Aspekten des Menschseins rechneten, daß sie jedenfalls die kennerische Skepsis oder das Spöttische zurückwiesen und daß der Deutsche sogar dann, wenn er sich vom Glauben abwandte, »die Götter opferte in einem strengeren und lauterem Sinn, als ehemals der Mythos Götter opferte« (Leopold Ziegler). Man kann in dem Zusammenhang auch auf die Intensität der Weltanschauungsproduktion der Deutschen verweisen – es gibt wohl keine Großideologie, die nicht zuerst hier durchdacht oder bis zur letzten Konsequenz exzerziert wurde –, auch das ein Phänomen, das auf die Ernsthaftigkeit eines »theologischen Volkes« (Ewald Heinrich) verweist.

Die aktuelle Klage über die Formlosigkeit der Deutschen will weder etwas vom Glauben der Deutschen noch von ihrer Ursprungsverhaftung, ihrem Eigensinn oder ihrer Sensibilität für das Werden wissen. Man will nicht in den Verdacht kommen, nach Abhilfe zu suchen, sondern beschränkt sich darauf, den Deutschen Anverwandlung zu empfehlen, Verwestlichung, Amerikanisierung im Normalfall. Ausgeblendet werden deshalb auch jene Phasen der deutschen Geschichte, in denen es zweifellos gelang, etwas wie eine Form zu schaffen, eine Bändigung zu bewirken. Das gilt für die Zeit der Ottonen, aber mehr noch für die der Stauer, das gilt für die durchprägende Kraft der Habsburger genauso wie für Preußen, das gilt im Künstlerischen sicher für das Werk des Naumburger Meisters wie für das Dürers, für die Literatur der Klassik und die klassische Moderne, das gilt im Denkerischen für Leibniz wie für Kant oder Hegel. Es gilt aber zugegebenermaßen nicht in gleicher Weise für die letzten Abschnitte unserer Geschichte. Schon im Wilhelminismus gab es eine Beunruhigung darüber, ob es noch gelingen werde, den »deutschen Typus der Zukunft« (Franz von Schmidt) zur Erscheinung zu bringen. Und der letzte Versuch, dem nachzuhelfen, im »großen Stil« (Gottfried Benn), ist vollständig gescheitert. Aber das besagt nichts gegen die Aktualität der seitdem gestellten Aufgabe. Ganz im Gegenteil.

»Da steht das Geschlecht: Geist und Tat, transzendenter Realismus oder heroischer Nihilismus, die Male der individualistisch tragischen Ära sind nicht ganz zu löschen, doch als Ganzes mehr in Glück gebettet als wir, das Individuum geschlossen, weniger faustisch als allgemein. Zusammengeschmolzen die Architektur des Südens und die Lyrik des Nebellandes; Hochwuchs der Atlantiden; ihre Symbolwerke werden große Gesänge sein, Oratorien in Amphistadien, Strandchöre der Meerfischer, Muschelsymphonien in Kalkhallen und mit Hörnern der Urjäger. Unendliche Fernen, die sich erfüllen, ein großer Stil bereitet sich vor.«

Gottfried Benn:
»Expressionismus«, in:
ders.: *Das Hauptwerk*,
Bd. 2, Wiesbaden
1980, S. 137f.

Literaturhinweise:

Karl Heinz Bohrer:
Großer Stil. Form und Formlosigkeit in der Moderne, München 2007;

Arnold Gehlen: »Was ist deutsch?«, in: ders.:
Einsblicke, Frankfurt a.M.
1975, S. 100–114;

Ernst Troeltsch:
Westeuropa und der deutsche Geist,
Tübingen 1922.

Konzentrische Ordnung – Nachruf auf einen Stil

von Thomas Bargatzky

In seiner Schrift *Aussichten auf den Bürgerkrieg* beschreibt Hans Magnus Enzensberger zwei höchst unterschiedliche Kulturstile, in denen sich das gegenseitige Mißverstehen manifestiert, das auch in globalisierten Zeiten zwischen Ost und West, Nord und Süd nicht überwunden ist, sondern in der Gegenwart sogar noch an Virulenz gewinnt. Die westliche universalistische Moral als »die letzte Zuflucht des Eurozentrismus« steht gegen die Interessen des Lokalen, Regionalen. Der westliche Universalismus erweist sich jedoch als moralische Falle: Wir haben die Menschenrechte proklamiert und das schlechte Gewissen erfunden, deswegen fühlen wir uns hilflos in unserer Tatenlosigkeit, denn überall verhungern Menschen, erleiden Massaker, Vertreibung und Vergewaltigung. Dieses Gefühl wird einen Menschen in Außereuropa jedoch befremden. Frei nach Samuel Huntington manifestiert sich hier der wahre »Zusammenprall der Kulturen«: Die welthistorisch und anthropologisch ursprüngliche Ethik der »konzentrischen Ordnung« steht gegen das »Primat des Allgemeinen« (Trutz v. Trotha) in seiner für die heutige Zeit typischen, überspitzten und zerstörerischen Form.

Historisch-anthropologisch kann man das Konzept »konzentrische Ordnung« etwa wie folgt begründen: Für Arbeit und Produktion, für die Aneignung der Natur und ihre Umformung zu lebensdienlichen Zwecken in nichtmodernen Gesellschaften ist es unabdingbare Voraussetzung für das Individuum, einem Verband gemeinsam produzierender und konsumierender Menschen anzugehören. Dies ist in der Regel der Verband, in den das Individuum hineingeboren oder eingegliedert wurde. Nur durch diese Zugehörigkeit hat der einzelne Zugang zu den Produktionsmitteln, zu denen auch Kenntnisse und symbolisches Wissen zählen. Ein Karl Marx und Friedrich Engels zugeschriebener Satz bringt diese Lage auf den Punkt: »Der wirkliche Reichtum des Menschen ist der Reichtum seiner wirklichen Beziehungen«.

Unter diesen Bedingungen entfaltet sich die Ethik der konzentrischen Ordnung. Das Handeln ist beziehungsorientiert und wird durch Verschwiegenheit, Disziplin, Loyalität und Zurückhaltung regiert. Die Gesellschaft funktioniert auf der Grundlage persönlicher Macht- und Klientelbeziehungen, wobei die Rechte des einzelnen sich am Umfang seines Einflusses ausrichten. Verwandter, Freund, Gefolgsmann – im Polytheismus umfassen sie auch die Ahnen und Gottheiten in einem Netz der Stammbaumverwandtschaft. Loyalität gegenüber den Höhergestellten ist zugleich Loyalität den Gottheiten gegenüber, von denen im Gegenzug Protektion, gute Ernte, Segen und Fruchtbarkeit für Mensch und Tier, Erfolg und anderes erwartet werden darf. *Do ut des*. Der Ethikbegriff, der dem konzentrischen Denken zugrunde liegt, ist ein Begriff der Pflichten, die man gegenüber anderen hat, nicht etwa der Rechte, die man ihnen gegenüber anmelden könnte.

»Spezifisch für den Westen ist ... die Rhetorik des Universalismus. Die Postulate, die damit aufgestellt worden sind, sollen ausnahmslos und ohne Unterschied für alle gelten. Der Universalismus kennt keine Differenz von Nähe und Ferne; er ist unbedingt und abstrakt. Die Idee der Menschenrechte erlegt jedermann eine Verpflichtung auf, die prinzipiell grenzenlos ist.«

Hans Magnus Enzensberger: *Aussichten auf den Bürgerkrieg*, S. 77.

Die konzentrische Ordnung der sozialen Welt ist der interkulturelle und historische Normalfall. Nicht nur »tribale« Verhältnisse lassen sich als konzentrisch beschreiben, sondern auch ältere, auf personalen Beziehungen beruhende Ordnungsmodelle wie Reich und Monarchie. Sie stellen die Einheit durch die gemeinsame Beziehung der Mitglieder des politischen Körpers zu einem Oberhaupt her. Die Einheit des politischen Gemeinwesens wurde in Europa bis in die Moderne religiös durch den Schöpfer und die Gottkindschaft aller Menschen begründet und auf Erden durch den Monarchen dargestellt und umgesetzt. Auf die sprachlichen, kulturellen und ethnischen Eigenheiten der Untertanen kommt es dabei nicht an – anders in den modernen nationalstaatlichen Gebilden.

Die konzentrische Ethik manifestiert sich durch strenges Beachten des Status, Förmlichkeit, Selbstbeherrschung, Gastfreundschaft, Bewahrung der Ehre. Bis heute betrachten sich die Menschen im nichtmodernen Außereuropa als Bewahrer dieser Tugenden und damit als eigentliche Kulturvölker. Europäer und Amerikaner gelten dagegen nicht selten als »primitiv«, denn sie verhalten sich, von der Warte einer konzentrischen Ethik aus gesehen, oft wie unerzogene Kinder, sie sind vulgär, gierig, unbeherrscht, »unkultiviert«. Bei Konflikten innerhalb der Familien, Clans oder Stämme geht es ferner auch heute in der Regel nicht, wie oft in modernen westlichen Familien, um Fragen der Ideologie oder des Glaubens. Konfessionelle Unterschiede sind eher Ausdruck bestehender interner Konflikte, als daß sie solche generieren.

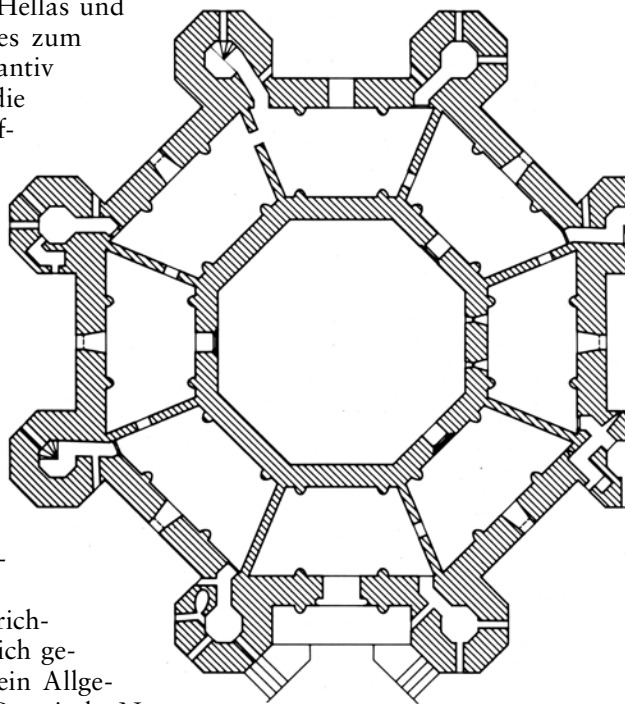
Die Vorstellung vom Primat des Allgemeinen in bezug auf Ethik und Politik wurde im Abendland zum erstenmal in Hellas und Rom formuliert. Das Adjektiv »politisch« bringt dies zum Ausdruck, denn griechisch *politikós* sowie das Substantiv *pólis* – Stadt, Staat – beziehen sich ursprünglich auf die Bürgerschaft bzw. auf das die Staatsverwaltung betreffende Handeln. Damit ist ein Handeln gemeint, das dem öffentlichen Interesse dient und dem Gemeinwohl gemäß ist. Die Bürgerschaft umfaßte allerdings nur einen Teil, wenn nicht sogar die Minderheit der Menschen, die innerhalb der Grenzen des Gemeinwesens lebten. Verwandtschaftlich organisierte Gruppen bestimmten nach wie vor das politische Geschehen. Erst im modernen Staat und Nationalstaat kam das Primat des Allgemeinen als für alle Bürger verbindliche ethische Leitvorstellung voll zur Geltung. Welthistorisch betrachtet, so Trutz v. Trotha, kann man jedoch die moderne Vorstellung vom Primat des Allgemeinen im staatlichen und öffentlichen Raum nur als »exotisch« bezeichnen.

Seit dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums richtet sich die Ethik des politischen Handelns bei westlich geprägten Eliten und Intellektuellen immer mehr auf ein Allgemeines, das jenseits der Zwischeninstanzen Familie, Gemeinde, Nation und Staat liegt, durch die das Individuum erst Teil der Menschheit wird. In einer Rede vor den Vereinten Nationen proklamierte Kofi Annan das Prinzip der »individual sovereignty«, und Condoleezza Rice, als Beraterin des amerikanischen Präsidenten für Nationale Sicherheit, plädierte für die Ablösung des Prinzips der staatlichen Souveränität, das seit dem Westfälischen Frieden die Beziehungen der Staaten zueinander regelt. Das »Weltrechtsprinzip« soll ferner das nationale Strafrecht brechen, mit fatalen Folgen für die staatliche Souveränität. Wertegemeinschaft, Menschheit, Menschenrechte, Weltinnenpolitik, Zivilgesellschaft, Klimaschutz – all diese Schlagworte bedeuten geradezu eine Umkehr der Richtung konzentrischer Loyalität. Das Nahe, Lokale, ist nicht mehr wichtig, nur das Allgemeine zählt.

Kultur- und sozialwissenschaftlich tätige Intellektuelle dienen sich gelegentlich als Lautverstärker den neuen Propagierern der »Einen Welt« an. Es scheint, als hätten sie vergessen, daß der Mensch sowohl seiner Körperbeschaffenheit als auch seiner geistigen Veranlagung nach nicht als Einzelwesen existieren kann. Die Alteritätsobsession mancher Ethnologen hat sich heute das Individuum als Objekt auserkoren, nicht mehr, wie

»In der konzentrischen Ordnung gilt der Vorrang der primären Beziehungen: Am meisten fühlt man sich dem – ganz wörtlich genommen – Nächsten verpflichtet; je größer und inklusiver die soziale Einheit wird, desto mehr nimmt der Grad an geschuldeter Loyalität ab ... Typischerweise ist der Nächste auch das Mitglied des ›Volkes‹ oder der ›Ethnie‹, der wir angehören.«

Trutz v. Trotha: »Die Zukunft liegt in Afrika«, S. 265.



Manche Orte sind nur konzentrisch vorstellbar – Castell del Monte, Apulien

»Amerika setzt stark auf die indirekte Einflußnahme auf abhängige ausländische Eliten. Der massive, aber nicht greifbare Einfluß, den die USA durch die Beherrschung der weltweiten Kommunikationssysteme, der Unterhaltungsindustrie und der Massenkultur sowie durch die durchaus spürbare Schlagkraft ihrer technologischen Überlegenheit und ihrer weltweiten Militärpräsenz ausüben, verstärkt dieses Vorgehen noch. Amerikas Massenkultur besitzt eine geradezu magnetische Anziehungskraft. Ihre Attraktion mag von dem hedonistischen Lebensstil herrühren, den sie entwirft; ihr weltweit großer Anklang ist jedenfalls unbestritten.«
 Zbigniew Brzezinski: *Die einzige Weltmacht*, S. 45f.

Literaturhinweise:

Christoph Antweiler:
 »Universalien im Kontext kultureller Vielfalt«, in:
Erwägungen Wissen Ethik 20
 (2009) 3, S. 341–352;

Joana Breidenbach/
 Ina Zukrigl: *Tanz
 der Kulturen.
 Kulturelle Identität
 in einer globalisierten
 Welt*, Reinbek bei
 Hamburg 2000;

Zbigniew Brzezinski:
*Die einzige Weltmacht.
 Amerikas Strategie
 der Vorherrschaft*,
 Weinheim 1997;

Patrick J. Buchanan:
*State of Emergency. The
 Third World Invasion and
 Conquest of America*,
 New York 2006;

Hans Magnus
 Enzensberger: *Aussichten
 auf den Bürgerkrieg*,
 Frankfurt a.M. 1996;

Friedrich Engels/Karl
 Marx: *Die deutsche
 Ideologie*, MEW 3,37;

Henry Kissinger: »The
 Pitfalls of Universal
 Jurisdiction«, in: *Foreign
 Affairs*, July/August 2001;

Trutz v. Trotha: »Die
 Zukunft liegt in Afrika.
 Vom Zerfall des Staates,
 von der Vorherrschaft der
 konzentrischen Ordnung
 und vom Aufstieg der
 Parastaatlichkeit«,
 in: *Leviathan* 28
 (2000), S. 253–279.

ehedem, die einzelne »Kultur«: »Das Basteln am eigenen Leben ist zur Kollektiverfahrung unserer westlichen (sic!) Welt geworden«, jubeln die beiden Verkünderinnen Joana Breidenbach und Ina Zukrigl. »Die Normalbiographie wird zur Wahlbiographie«.

Den Menschen an sich gibt es jedoch nicht. Menschen, die ohne den Einfluß der Sitten und Gebräuche einer bestimmten Örtlichkeit leben, hat es niemals gegeben, solche Menschen können auch nicht existieren. Kein Mensch, keine menschliche Gruppe kann ferner die Totalität aller möglichen Verhaltens- und Organisationsformen verwirklichen, sondern immer nur Teilmengen davon. Oder, um Christoph Antweiler zu zitieren, einen Realisten in der Zunft der zeitgenössischen Ethnologie: »Von allen denkbaren Formen kultureller Vielfalt ist nur eine begrenzte Anzahl faktisch verwirklicht ... das Spektrum menschlicher Vielfalt (ist) enorm, aber doch deutlich kleiner ... als der »ethnographische Hyperspace««.

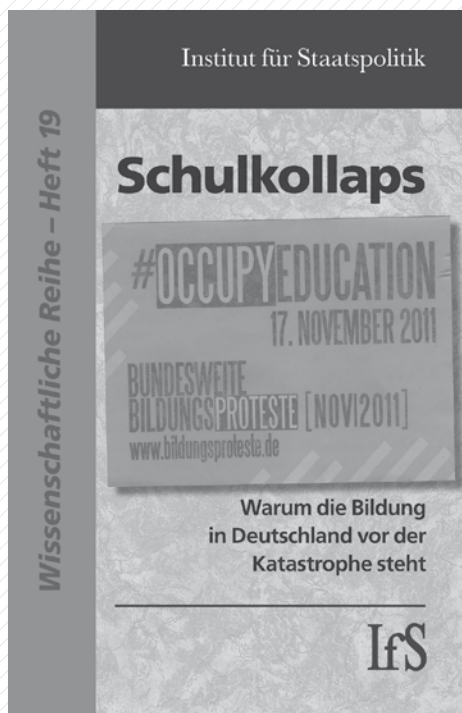
Daraus resultiert aber die Notwendigkeit der Grenze und damit auch die Unhintergebarkeit der konzentrischen Ordnung. Menschliche Gruppen müssen sich mit Notwendigkeit voneinander abgrenzen, ja, andere ausgrenzen – diese Botschaft ist aus politischen Gründen heute unerwünscht. Freilich gibt es keine Gruppe oder »Kultur« ohne bestimmte Regeln, diese Grenzen mehr oder weniger offen zu halten. Sie müssen durchlässig sein, eine vollkommen abgeschottete Gruppe könnte nicht überleben, aber die Durchlässigkeit muß eben auf bestimmte Weise geregelt werden.

Der Übergang der Moderne zur Postmoderne ist daher viel mehr als nur die Ablösung eines »Kulturstils« durch einen anderen, er bedeutet die Infragestellung der Zwischeninstanzen durch die Welt der Netzwerke. Netzwerke haben weder Zentrum noch Peripherie, sie sind Substrat und Infrastruktur der ökonomischen Globalisierung. Unter der Ägide der Netzwerke bildet sich ein neuer Typ gesellschaftlicher Beziehungen heraus: die »supranationale Identität«. Diese steht in Zusammenhang mit dem Heraufkommen des »Weltrechtsprinzips«, durch das die Souveränität der Staaten unterminiert werden soll. Im Namen des politischen Pseudomythos der »Einen Welt« werden die natürlichen Unterschiede der Geschlechter geleugnet, die Familien sollen zerstreut, die Nationen aufgelöst, die Kulturen und Religionen zerstört und Traditionen durcheinandergewürfelt werden, bis alle Unterschiede ausgelöscht sind. Die Atomisierung der Individuen nach dem »Sandhaufenmodell« der Gesellschaft soll vorangetrieben werden, um sie anschließend um so besser in die von zentralen Bürokratien ersonnenen neuen Strukturen der Sozialtechnik hineinzubefreien. Das muß nicht unbedingt nach Plan geschehen – Verschwörungstheorien sind selten gute Ratgeber. Aber die Folgen sind bereits zu erkennen. Die neue »Religion«, der sich ihre Hohenpriester in Medien, Regierungen und Nichtregierungsorganisationen weihen, ist der Ökonomismus, die »Religion des Bruttoinlandsproduktes«. Sie ist ein Erbe einer aus dem Ruder gelaufenen Aufklärung, meint der konservative amerikanische Publizist Patrick Buchanan.

Diese »Welt ohne Grenzen« ist das Komplement des grenzenlosen Finanzkapitalismus, der nach dem Ende der Sowjetunion die Welt in seinen Bann schlägt. In ihr fühlt sich das »souveräne Individuum« als »Weltbürger« und Herr seiner Biographie, dabei ist es den neuen bürokratischen Totalitarismen ausgeliefert. Die Entpolitisierung des Handelns hat dennoch politische Folgen, da sie dem Machtstreben der derzeit »einzigen Weltmacht« den Weg ebnet. Zbigniew Brzezinski hat die Karten auf den Tisch gelegt, indem er Amerikas »globales Ordnungssystem« als eine Mischung aus sanfter und harter Macht beschrieb.

Stil ist die Form, in der Substanz sich Ausdruck schafft. In konzentrischen Ordnungen ist diese Substanz überindividuell. Sie verweist auf Kultur als Dauerndes. Sie bindet das Individuum in die mythische Vergangenheit ein, die durch die Clanstruktur in die Gegenwart geholt wird, oder sie macht den Glaubenden zum Teil des mystischen Leibes Christi. Auch die säkulare Moderne besaß noch Stil, solange sie es vermochte, dem Dasein des Bürgers Sinn als Mitglied seines Staates oder seiner Nation zu verleihen. Die Welt der grenzenlosen Ausweitung des Primats des Allgemeinen auf die postmodernen Netzwerke mit der ihr entsprechenden universalistischen Ethik ist dagegen eine stilllose Welt ohne Substanz, in der die an ihrer Biographie bastelnden Patchwork-Individuen – wie die Eloi in H.G. Wells' *Zeitmaschine* – zum Futter von Mächten werden, die sie nicht erkennen.

Argumente



Institut für Staatspolitik:
Wissenschaftliche Reihe – Heft 19

Schulkollaps. Warum die Bildung in Deutschland vor der Katastrophe steht

48 S., geheftet, 5 €

Die Studie beantwortet die Fragen, wie das ehemals beste Schulsystem der Welt derart verfallen konnte, wo die Verantwortlichen sitzen, wer ein Interesse daran hat, die Misere zu verlängern, was man tun kann, um Abhilfe zu schaffen.

Andreas Vonderach

Sozialbiologie. Geschichte und Ergebnisse

224 S., broschiert, 15 €
ISBN 978-3-939869-62-7

Ein Grundlagen-Buch über den Einfluß der Gene auf die Intelligenz, die Begabung des Menschen und den grundsätzlichen Unterschied von Völkern – gerichtet gegen die Theorie vom Menschen als einem »unbeschriebenen Blatt«.

Andreas Vonderach

Sozialbiologie. Geschichte und Ergebnisse

IfS Berliner Schriften
zur Ideologienkunde

2

INSTITUT FÜR STAATSPOLITIK

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel/Fax (034632) 9 09 41 · e-Post institut@staatspolitik.de

www.staatspolitik.de

Denkstil, Zeitgeist, Weltanschauung

von Erik Lehnert

Bei niemandem scheint der Stil so unwichtig zu sein wie bei einem Denker. Ihm geht es nicht um Äußerlichkeiten, nicht um Förmlichkeiten, sondern um Erkenntnis und Wahrheit. Letztere ist etwas Absolutes: Man kann sich ihr zwar mit verschiedenen Methoden annähern (die sich gelegentlich gegenseitig absprechen, die Wahrheit erkennen zu können), aber letztlich zählt nicht, in welcher Form das geschieht. Die Sonderstellung des Denkers hat etwas mit unserer Gewohnheit zu tun, unter Stil etwas zu verstehen, das sich abbilden läßt. Wir denken eben zuerst an einen Baustil, an den Stil eines bestimmten Malers oder auch an den Stil eines Schriftstellers. Bei all dem ist ein Wiedererkennungswert gegeben.

Wenn wir von einem Stil sprechen, muß es Elemente geben, die wir an einem schöpferischen Werk als wiederkehrend und damit durchgehend identifizieren können – sei es eine bestimmte Säulenform, die den dorischen Stil ausmacht, eine Farblichkeit, die wir nur bei van Gogh finden, oder die mitunter sehr langen Sätze Thomas Manns.

Wir denken also zunächst an eine Kunst, die auf eine ausgeprägte Art ausgeführt wurde, so daß wir Gemeinsamkeiten wahrnehmen können. Auf diesem Weg lassen sich dann auch Stilepochen voneinander unterscheiden. Dabei sind nicht allein die Äußerlichkeiten entscheidend. Stile sind immer Ausdruck einer bestimmten Weltanschauung, einer Sicht auf die Dinge und damit auch Ausdruck des jeweiligen Zeitgeistes. Vor diesem Hintergrund werden die Tätigkeiten in einem bestimmten Stil ausgeführt, Stilwechsel finden statt. Ohne einen durchgehenden Stil gäbe es keinen Stilbruch, der ja gerade mit einem fortwährenden Moment bricht. Insofern ist der Streit müßig, ob der Spitzbogen der Gotik Ausdruck eines neuen Lebensgefühls (und Lebensstils) war (der Hingabe an Gott nämlich) oder einfach eine Folge statischer Berechnungen, die man vorher nicht beherrscht hatte. Der Zeitgeist sucht sich die ihm entsprechende Form. Grundsätzlich gilt: Die Form sollte dem Inhalt angemessen sein, dann ergibt es einen Stil, alles andere wäre stillos.

Während wir das Wort Stil in allen möglichen Zusammenhängen verwenden, kommt uns das Wort Denkstil ungewohnt vor. Es findet in der Alltagssprache keine Verwendung. Wenn es aber Schwimmstile gibt, warum soll es dann nicht Stile geben, die die wichtigste Tätigkeit des Menschen betreffen? Analog zu den genannten Beispielen müßten wir den Denkstil einer Epoche, eines Menschen oder eine Gruppe von Menschen gegen andere abgrenzen können. Dazu müßten wiederkehrende Elemente auszumachen sein, die die Stile voneinander unterscheiden.

Wir stehen damit zumindest vor einem Problem: Wo werden wir dieses Denkens habhaft, das sich als Stil zeigt? Wo manifestiert sich der Denkstil? Denn, was einer denkt, ist nicht unmittelbar zugänglich, nicht zuletzt weil die Gedanken frei sind. Wir sind darauf angewiesen, daß er sich in der Rede, im Gespräch oder in schriftlicher Form offenbart. Auch

»Man erblickt nur,
was man schon weiß
und versteht.«

Goethe (Brief an F.
von Müller, 1819)

»Rundbogen blicken
zur Erde
Spitzbogen blicken Gott an
tragen den Traum,
das Werde,
das nie enden kann –«

Gottfried Benn
(Fragment, 1933)

der Schwimmstil ist eine flüchtige Bewegung, die sich aber durch das Wiederkehrende der Ausführung auszeichnet – eine Anschauung, die sich kaum auf das Denken übertragen läßt, das sich ja nie nur in formalen Methoden, mit denen man immer wieder an die unterschiedlichsten Fragen herangeht, erschöpft. Platons Denken kann man nur von Aristoteles' unterscheiden, weil von beiden schriftliche Zeugnisse vorliegen. Beide unterscheiden sich dabei nicht nur formal (Dialog und Vorlesung), sondern auch inhaltlich, weil sie auf unterschiedliche Weise die Welt erschließen. Ob man deshalb von verschiedenen Denkstilen sprechen kann, ist damit noch nicht gesagt. Immerhin lassen sich beide gemeinsam gut gegen die Epochen, die vor und nach ihnen liegen, abgrenzen.

Problematisch bleibt der Begriff Denkstil auch, weil er in der deutschen Geistesgeschichte keine lange Tradition hat. Er kommt bei den Klassikern nicht vor. Statt dessen ist seit Ende des 18. Jahrhunderts das Wort »Denkform« üblich, das die unterschiedliche Herangehensweise des Verstandes an die Gegenstände beschreiben sollte. Hegel sah Denkformen »mit der Bildung einer Zeit und eines Volkes überhaupt gemeinschaftlich« verbunden, sah also ihre Zeitgebundenheit. Hans Leisegang unterschied in den zwanziger Jahren fünf verschiedene Denkformen, darunter die »Denkform der Antinomien« und die »euklidisch-mathematische Denkform«. Doch auch diesem Terminus fehlt die begriffliche Fassung. Vielleicht hat nicht zuletzt deshalb Ludwik Fleck den Terminus Denkstil eingeführt.

Fleck verwendete ihn seit Anfang der dreißiger Jahre und veröffentlichte 1935 das Buch *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Obwohl Thomas S. Kuhn das Buch in seiner bekannten (und geistesverwandten) Schrift *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (1962) erwähnt, wurde es eigentlich erst 1980 wiederentdeckt. Daran sind nicht zuletzt die unmittelbaren Umstände der Publikation von 1935 schuld. Fleck war Lemberger Jude, der das Buch auf deutsch veröffentlichte, damit aber nur in Polen eine kleine Debatte auslösen konnte. Hinzu kommt, daß Fleck als Mikrobiologe seine These, daß Denkstil und Denkkollektiv die entscheidenden Momente für die Entstehung einer wissenschaftlichen Tatsache sind, mit den ungewohnten Beispielen seines Fachgebietes illustrierte. Konkret bediente er sich dazu der Entwicklung des Syphilisbegriffs: von der Lustseuche bis zur Entdeckung des Erregers. Er wollte damit zeigen, daß es keinen neutralen Syphilisbegriff gibt, an den man sich objektiv heranforschen könne, sondern eine Reihe von historisch bedingten Begriffen, die auf bestimmten, geistigen und materiellen, Voraussetzungen beruhen. Die Entwicklung der sogenannten Wassermann-Reaktion, einer Methode zur Diagnostik der Syphilis, dient Fleck als Nachweis des Denkkollektivs. Zum einen entdeckte niemand eine wissenschaftliche Tatsache einfach so, sondern es sei immer ein gesellschaftlicher Druck vorhanden, der das Denkkollektiv in Gang setze. Zum anderen stellt Fleck die Tendenz heraus, Forschungsergebnisse im nachhinein als logische Folge des Ansatzes darzustellen und so zu idealisieren. Nach Meinung Flecks entsteht eine wissenschaftliche Tatsache dagegen aufgrund falscher Voraussetzungen durch viel »Irrungen und Wirringen«.

Dem Denkstil kommt dabei eine entscheidende Rolle zu, denn eine wissenschaftliche Entdeckung ist bei Fleck Resultat eines sozialen Geschehens. Ihre Überzeugungen haben die Wissenschaftler gemeinsam, sie bestimmen das Vorgehen und damit auch das Ergebnis des Forschens. Es liege immer ein »gerichtetes Wahrnehmen« vor, mit anderen Worten ein Denkstil, eine durch Tradition, Erziehung und Gewöhnung hervorgerufene Bereitschaft für stilgemäßes, damit gerichtetes und begrenztes Handeln und Empfinden. Ein Denkstil zeichne sich durch innere Geschlossenheit und Beharrungstendenz, aber auch Lebendigkeit aus, die es dem Stil in einem gewissen Rahmen ermöglicht, neue Erkenntnisse zu integrieren und so den Stil zu ergänzen und umzuformen.

Konkret kann sich der Denkstil gegenüber Neuerungen auf verschiedene Art verhalten: Widerspruch wird als undenkbar abgewiesen, nicht Stilgemäßes wird übersehen, es wird verschwiegen, obwohl es bekannt ist. Schließlich gibt es die Möglichkeit, einen bestehenden Widerspruch als nur scheinbaren auszuweisen oder diesen gar als Beleg für den eigenen Standpunkt zu benutzen. Daher müssen neue Entdeckungen im Sinne

»Unter einer Denkform verstehe ich das in sich zusammenhängende Ganze der Gesetzmäßigkeiten des Denkens.«

Hans Leisegang:
Denkformen, 1928

»Einerseits steht er [der Paradigmenbegriff] für die ganze Konstellation von Meinungen, Werten, Methoden usw., die von den Mitgliedern einer gegebenen Gemeinschaft geteilt werden. Andererseits bezeichnet er ein Element in dieser Konstellation, die konkreten Problemlösungen, die als Vorbilder oder Beispiele gebraucht, explizite Regeln als Basis für die Lösung der übrigen Probleme der »normalen Wissenschaft« ersetzen können.«

Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Nachwort, 1969

»Die Beharrungstendenz der Meinungssysteme beweist uns, daß sie gewissermaßen als Einheiten, als selbständige, stilvolle Gebilde zu betrachten sind. Sie sind nicht bloß Summe der Teilsätze, sie zeigen als harmonische Ganzheiten besondere Stilmerkmale, die jede einzelne Erkenntnisfunktion bestimmen und bedingen.«

Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, 1935

»Das Wissen war zu allen Zeiten für die Ansichten jeweiliger Teilnehmer systemfähig, bewiesen, anwendbar, evident.«

Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, 1935

des herrschenden Denkstils vorgebracht werden, wenn sie integriert werden sollen. Worauf Fleck hinauswill, ist deutlich: Es gibt kein voraussetzungsloses Beobachten, sondern nur ein denkstilgebundenes, das uns entsprechende Ergebnisse präsentiert. Wahrheit bedeutet dann etwas Relatives, ist einem stilgemäßen Denkwang geschuldet. Zwischen zwei Denkkollektiven kann es keine gemeinsame Wahrheit geben. Was wir in einem Stil wissen, nehmen wir nicht notwendig in den nächsten mit. Wissenschaftlicher Fortschritt ist also mit Verlusten verbunden.

Auch wenn Fleck von Erweiterung und Umwandlung eines Denkstils spricht, bleibt undeutlich, wie ein Stilwandel erfolgen soll. Immerhin geht er davon aus, daß es eine stilmäßige Bindung aller Begriffe einer Epoche gibt, so daß niemand seine Begriffe frei wählen kann. Begriffe anderer Epochen bleiben unverständlich; ob sie wahr sind, bleibt unbestimmbar. Laut Fleck können ganze Epochen in einem Denkwang leben und Andersdenkende als Verbrecher verfolgen. Das ändere sich erst, wenn sich die Stimmung wandle. Die Stimmung ist daher ein Schlüsselwort für die Denkstiltheorie von Fleck. Als Beispiel führt er die intellektuelle Stimmung des modernen naturwissenschaftlichen Denkens an, die sich klar von einer mythischen Stim-

DENKSTIL

Denkstil

Denkstil

Weder im einen noch im andern und auch nicht im dritten Stil ist Nietzsches Denke denkbar.

»Definieren wir ›Denkkollektiv‹ als Gemeinschaft der Menschen, die im Gedankenaustausch oder in gedanklicher Wechselwirkung stehen, so besitzen wir in ihm den Träger geschichtlicher Entwicklung eines Denkgebietes, eines bestimmten Wissensbestandes und Kulturstandes, also eines besonderen Denkstils.«

Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, 1935

mung abgrenzen lasse. Gegen diese moderne Stimmung will Fleck ansetzen, wenn er sie wie folgt charakterisiert: Sie verehrt das Ideal objektiver Wahrheit und glaubt, daß dieses Ideal in Zukunft erreicht werden kann. Dazu propagiert sie Aufopferung für dieses Ideal und treibt Heroenkult mit den wissenschaftlichen Vorkämpfern. Das alles hält Fleck für falsch.

Konsequent zu Ende gedacht, müßte sich erst die Stimmung ändern, damit Fleck mit seinem neuen Denkstil Erfolg haben könnte. Da er insgeheim natürlich dennoch hofft, die erkenntnistheoretische Vormachtstellung des Wiener Kreises zu brechen, muß er von ihm rezipiert werden. Daher vermeidet er in seinem Buch Begriffe wie Zeitgeist und Weltanschauung, die in diesem Zusammenhang einiges zur Erhellung beitragen könnten. Hinzu kommt, daß Flecks Denken ganz von seinem eigenen Stil, dem kleinen Laborkollektiv, geprägt ist und er sich von dieser Vorstellung nicht lösen kann. Daß das Denkkollektiv sich seit Flecks Zeiten zu einem auch in den anderen Fächern üblichen Forschungsvorgehen entwickelt hat, macht sein Buch für unsere Zeit fruchtbar.

Die Vorliebe Flecks für das Denkkollektiv verstellt jedoch das Problem, das sich bei der Stilfrage vor allem für den einzelnen ergibt. Nach der klassischen Studie von Heinrich Wölfflin können wir in der Kunst den individuellen Stil eines Künstlers in Bezug zum Stil der Schule, des Landes, der Rasse und dem Zeitstil setzen. Aus ihnen ergibt sich das konkrete Werk und damit der Stil eines Künstlers. Hier sind Weltanschauung und Zeitgeist integriert. Für den Denkstil bleibt problematisch, ob es ein Nebeneinander von verschiedenen Denkstilen geben kann oder ob das Epochegebundene eines Stils der entscheidende Punkt ist. Gibt es nur eine Abfolge von mythischem und wissenschaftlichem Denkstil, oder existie-

ren beide nebeneinander? Kann es angesichts eines bestimmten Zeitgeistes eine linken und einen rechten Denkstil geben? Fleck führt den Begriff des »Seitenstehers« ein, wenn er jemanden meint, der sich abseits des herrschenden Denkstils stellt und einen völlig anderen Ansatz vertritt. Was bei Fleck als skurriler Außenseiter erscheint, kann aber auch ein Regengepfeifer oder Seismograph sein, der mehr weiß als seine denkstilgebundenen Zeitgenossen.

Dieser Denker bringt alles mit, was es für einen Denkstil braucht, er ist unterscheidbar vom anderen Stil. Egal worauf sich der linke und der rechte Stil beziehen, die Ergebnisse werden unterscheidbar sein, weil Rechte und Linke eben von verschiedenen Kollektiven und Traditionen und damit Vorannahmen ausgehen. Ist der Mensch gut oder schlecht, ist die Welt vollendbar oder nicht? Für die konkrete wissenschaftliche Forschung mag sich das merkwürdig anhören, warum sollte sich die Erforschung der Bazillen von der Weltanschauung des Forschers beeinflussen lassen? Daß es dort nicht anders ist, zeigen die Großideologien des 20. Jahrhunderts, die Forschung in ihrem Sinne auszurichten wußten und damit letztendlich nichts anderes als einen Denkstil kreierten. Daß sie dies gegen das herrschende liberale System taten, stellt wieder die Frage nach den Bedingungen eines solchen Stilbruchs in den Raum?

Stil hat, im Gegensatz zur Stilisierung, eine innere Stimmigkeit, die zu einer Stil-Ganzheit führt: Sie ist mehr als die Summe einzelner Momente. Insofern können wir Fleck etwas systematisieren, wenn wir die Überlagerungen betonen: Es gibt den Zeitgeist einer Epoche, nach Fleck die »Stimmung«. Und es gibt die Weltanschauungen, die niemals nur von einem vertreten werden, sondern bei denen sich Grundmuster herausstellen lassen. Weltanschauliche Gemeinschaften finden sich unter dieser Prämisse zusammen. Bei einem Denkkollektiv ist das anders. Hier entscheidet der Gegenstand des Interesses, der zur Bildung des Kollektivs führt (nicht ohne auf die Weltanschauung zu achten). Die individuelle Prägung des einzelnen wird dann über seine Stellung in diesem System entscheiden. Wenn wir das auf die Gegenwart anwenden, werden wir das alles wiederfinden: den Zeitgeist, der dem Gleichheitspostulat folgt und dem einzelnen möglichst keinen Ordnungsrahmen mehr geben möchte, dem Fortschrittsglauben, der nur insofern gebrochen ist, als daß man ihn moralisch zu hegen versucht. Ob es sich um Fragen des Klimawandels, des Wirtschaftssystems oder des Multikulturalismus handelt: bei allen wichtigen Themen gibt es eine herrschende Auffassung, die fest verankert ist, die tradiert wird, die man nicht ungestraft hinterfragt und die in den jeweiligen Untersuchungen die erwarteten Ergebnisse zutage fördert.

Dennoch gibt es ein Unbehagen, das in der Wirklichkeitswahrnehmung des einzelnen begründet ist. Daß dieser Widerspruch nicht zur Geltung kommt, hat wiederum mit dem Zeitgeist zu tun, der der Abstraktion insgeheim und gegen jede Erfahrung zugesteht, daß sie die Wirklichkeit umfassender erklärt als die konkrete Anschauung innerhalb der jeweiligen Lebenswelt. Dem hat naturgemäß der einzelne, der das anders sieht, nicht viel entgegenzusetzen, schon allein weil er gegen die Sprachregelung des herrschenden Denkstils verstößt. Mit diesem Unbehagen ist nicht nur der sprichwörtliche Mann auf der Straße gemeint, sondern auch der Denker, der weiß, warum seine Auffassung nicht zur Geltung kommt. Der richtige Gedanke nützt nichts, wenn die Zeit dafür nicht reif ist.

Die Vergangenheit hat gezeigt, daß es ein nutzloses, wenngleich unterhaltsames Unterfangen ist, die Geschichte nach Gesetzen abzusuchen, um den *kairos* zu bestimmen, an dem der neue Stil die Macht übernimmt. Der Stil tritt dadurch nicht eher in die Arena, der Übergang findet jeweils seine eigene Form, wie Huizinga und Koselleck gezeigt haben.

Was uns Fleck lehren sollte, ist nicht nur der Blick auf die Zufälligkeiten einerseits und die machtbestimmte Steuerung des Denkens andererseits, sondern vor allem das Moment der inneren Geschlossenheit, das einen Denkstil ausmacht. Diese Geschlossenheit hängt wiederum an einigen nicht verhandelbaren Überzeugungen, auf die sich der rechte Denkstil zurückführen läßt. Die konkrete politische Weltanschauung bleibt dabei ein sekundäres Moment, wenn sich das Denken eines einzelnen oder einer Gruppe darauf zurückführen läßt, daß es den Ernstfall immer mitdenkt. Insofern ist der Stil für das Denken von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wenn es in der Welt etwas bewirken will.

»Der Bürgerkrieg, unter dessen Gesetz wir noch heute leben, wurde zwar erkannt, aber verharmlost durch eine Geschichtsphilosophie, für die die intendierte politische Entscheidung nur das absehbare und zwangsläufige Ende darstellte eines überpolitischen moralischen Prozesses.«

Reinhart Koselleck:
Kritik und Krise, 1959

Literaturhinweise:

Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv* (1935), hrsg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle, Frankfurt a.M. 2012;

Ludwik Fleck: *Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse*, hrsg. von Sylwia Werner und Claus Zittel, Frankfurt a.M. 2011;

Johan Huizinga: *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden* (1923), München 1931;

Reinhart Koselleck: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt* (1959), Frankfurt a.M. 1979;

Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (1962), Frankfurt a.M. 2011;

Hans Leisegang: *Denkformen* (1928), Berlin 1951;

Heinrich Wölfflin: *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst* (1915), Basel 1960.

Linkes und rechtes Bauen

von Norbert Borrmann

Nichts prägt die menschliche Lebenswelt so stark wie die Architektur. Bereits ein flüchtiger Blick auf fremde oder vergangene Kulturen zeigt, wie stark die gebaute Umwelt das Besondere einer Kultur widerspiegelt. Ägypten, Hellas, das Rom der Cäsaren, Byzanz, Babylon, das Reich der Inkas, Mekka, Venedig, Versailles, das Paris der Belle Epoque, das alte China oder das New York der Gegenwart – bei jedem dieser Namen steigen Bilder in uns auf, Bilder, die geprägt sind durch Architekturen. Architektur ist nie nur das Resultat reiner Zweckerfüllung oder der Suche nach der besten Form, sondern immer auch der Ausdruck einer besonderen Kultur und eines mit ihr verbundenen Lebensgefühls. Erst die gebaute Umwelt gibt jeder Kultur die prägnante Gestalt. Ändern sich die Lebensbedingungen, vollzieht sich ein Umsturz oder eine Kulturrevolution, dann ändert sich auch die Architektur und mit ihr das Gesicht unserer Umwelt. Hat sich aber erst eine Kultur und das mit ihr einhergehende Lebensgefühl durchgesetzt, so fällt die Architektur gemäß dieser Kultur aus – ohne daß der einzelne Baukünstler dabei unbedingt über die besonderen Werte seiner Kultur nachdenken müßte.

Da Architektur Ausdruck einer Kultur und einer mit dieser einhergehenden Weltwahrnehmung ist, handelt es sich auch bei den heftigen baukünstlerischen Auseinandersetzungen, wie sie insbesondere in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zwischen Moderne und Tradition geführt wurden, um mehr als nur um reine Formfragen. Es lassen sich hier unschwer weltanschauliche Zuordnungen machen. Tendierten die Vertreter der Tradition nach rechts, so die der Moderne nach links. Was sind aber die Grundkonstanten rechter und linker Weltsicht? Auf der rechten Seite lauten sie: Differenz, Konkretheit, die Suche nach den Fundamenten und zeitlosen Werten einer Gesellschaft sowie das Bestreben nach Verortung. Die linken Konstanten stellen demgegenüber eine weitgehende Umkehrung dar. Sie lauten: Egalität, Abstraktheit, »Fortschritt«, Ausblick nach Utopia, Entortung.

Diese gegensätzlichen Welthaltungen spiegeln sich in der Architektur wider. Da die Linke fortschrittsgläubig ist, hat linke Architektur mit der Vergangenheit gebrochen. Ihr Blick ist notwendig nach vorn, in eine Zukunft, genauer: in eine idealisierte, utopische Zukunft gerichtet. Moderne Architektur meidet deshalb im Regelfall sowohl historische Anleihen als auch regionale Bezüge. Sie kennt keine Grenzen und versteht sich als international. Nicht nur die Menschen sollen gleich sein, sondern auch ihre Behausungen. Die moderne Architektur ist ebenso entortet, wie auch das linke Utopia entortet ist – bedeutet Utopia doch Nirgendort, Nirgendheim, Nirgendwo. Da die Vergangenheit abgelehnt oder allenfalls als Vorbereitung auf die Zukunft gesehen wird, verzichtet die moderne Architektur in ihrer Sprache auch auf das Pathos der Überzeitlichkeit. Die »Ewigkeit« verträgt sich nicht mit dem Prinzip Fortschritt. Permanente Innova-

»Das Zeitalter des Liberalismus löste die Verpflichtung des einzelnen zur Rücksichtnahme auf die Gemeinschaft.«

Gerdy Troost: *Das Bauen im Neuen Reich*, Bayreuth 1938



Paul Schultze-Naumburg –
1869 bis 1949

tion wird gefordert. Moderne Architektur heißt daher Internationalismus und Fortschritt, Entortung und Beschleunigung (Abb. 1 und 8).

Ein Bauen, das einem rechten Weltgefühl erwächst, verkörpert von seiner Wesenheit her genau das Gegenteil: Verortung und Überzeitlichkeit. Dabei geht es keineswegs – wie im Historismus – um Stilkopie und leeres Epigonentum. Es geht vielmehr um die Herausarbeitung von Archetypen, in denen sowohl das jeweils Eigene, Regionale zum Ausdruck kommen soll (was naturgemäß zu einer erhöhten Vielfalt führt), als auch um das »Klassische«, das heißt die Zeiten und Moden Überdauernde (Abb. 2 und 7).

Allerdings hat der Kampf zwischen links und rechts in der Architektur einen Auslöser, der im 19. Jahrhundert und dem dort einsetzenden Industrialisierungsprozeß liegt: Seinen Anforderungen wurde geopfert, was sich zuvor jahrhundertlang kaum verändert hatte. Stadtmauern fielen, und in der Folge davon hat sich das ganze Land mehr und mehr in ein zerfasertes Geflecht von Wohnhäusern, Bürogebieten und Industrievierteln verwandelt. Gewachsener Stil wurde durch rasch wechselnde Moden ersetzt. Was neu entstand, disharmonisierte immer häufiger mit der Landschaft und der kulturellen Überlieferung. Was einst harmonisch miteinander verbunden war, löste sich auf und »atomisierte« (Abb. 4 und 6). Der Mensch, der scheinbar so fest in einer seit Jahrhunderten und Jahrtausenden gewachsenen Kultur wurzelte, war plötzlich einem unaufhaltsamen Traditions- und Heimatverlust ausgesetzt. Heimatverluste hat es immer gegeben; was sich aber seit der Industriellen Revolution vollzieht, ist ein zunehmender Heimatschwund: Heimat und Nichtheimat gleichen sich einander an. Der Unterschied von Vertrautem und Fremdem, ohne den so etwas wie Heimat nicht zu denken ist, wird mehr und mehr eingeebnet. Alles rückt gleich nah oder gleich fern. Während die alte multi-kulturelle Welt erlischt, steigt immer bedrohlicher eine globalisierte Mono-Kultur auf (Abb. 3 und 5).

Die umfassendste Bestandsaufnahme der Verhäßlichung der Welt ging von dem Architekten und Lebensreformer Paul Schultze-Naumburg (1869–1949) aus. Sein wichtigster Schritt in diese Richtung war seine neunbändige, zwischen 1901 und 1917 erschienene Buchreihe *Kulturarbeiten*. Der Zweck der *Kulturarbeiten* war nach Schultze-Naumburgs eigenen Worten: »Der entsetzlichen Verheerung unseres Landes auf allen Gebieten sichtbarer Kultur entgegenzuarbeiten.« Der Kern von Schultze-Naumburgs Lehre bestand darin, daß mit dem Beginn der Industrialisierung, die er für den deutschen Kulturraum mit dem Ende der Goethezeit gleichsetzt, die Gestaltungskraft des Menschen kontinuierlich sinke. Dieser Niedergang hatte seiner Beobachtung nach den gesamten Bausektor ergriffen. Wollte man Besserung erzielen, dann mußte man notgedrungen dort wieder ansetzen, wo einst der Faden der traditionellen Überlie-

»Jeder Fenstersims und jedes Türschloß, jeder Schornstein, jede Ofenkachel und jedes Stuhlbein aus früheren Jahrhunderten verraten Geschmack, Können und Liebe zum Gegenstand. Die Beziehungen beider, des Handwerkers und des Besitzers, zum Haus, zur Tracht, selbst zum winzigen Hausrat hatten bis zum Biedermeier Geltung. Dann kam die Sintflut!«

Erich Kästner:
Georg oder die Zwischenfälle, Basel 1938

ferung gerissen war. Was Schultze-Naumburg am Bauen bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts so bewunderte, war die Selbstverständlichkeit, mit der die Bauleute damals jede gestellte Aufgabe lösten; diese beruhte Schultze-Naumburgs Überzeugung nach auf der bindenden Konvention, innerhalb der sie gearbeitet hatten. Die Rückbesinnung auf die Goethezeit war also mehr als nur eine stilistische Erneuerung, es war für ihn zugleich der Versuch zu einer Erneuerung hin zur festen Konvention; denn nur das Stehen in einer verbindlichen Tradition ermöglicht dem Baumeister, seine Aufgabe optimal zu lösen. In dem Verlust der Tradition sah Schultze-Naumburg die Erklärung, warum kaum noch ein Bauwerk dem gleich, was es von seiner Aufgabe her darstellte: Der Palast war nicht mehr als Palast, der Bauernhof nicht mehr als Bauernhof, das kleine Gartenhaus nicht mehr als Gartenhaus erkennbar, und diese »babylonische Bauverwirrung«, in der es an festen Typen für die jeweilige Bauaufgabe mangelte, bildete für ihn das Kennzeichen seiner eigenen Gegenwart. Schultze-Naumburgs Anliegen fand breiten Zuspruch und bildet den Kern einer konservativen Architekturreform, die die Tradition nicht verwirft, sondern das von ihr Wesentliche und Zeitlose für die Gegenwart und Zukunft erhalten möchte.

Die moderne Architektur stellt dagegen ebenso wie die Industrialisierung einen Bruch dar. Ähnlich wie die Vertreter der Tradition empfanden allerdings auch die Vertreter der Moderne die Entwicklung, die im 19. Jahrhundert im Zuge der Industrialisierung einsetzte, als ästhetischen Niedergang, aber ihre »Heilmethode« sah vollkommen anders aus. Nicht die Besinnung auf das Handwerk und eine Anknüpfung an die vorindustrielle Baukultur wurden angestrebt, man schlug vielmehr vor, die negativen ästhetischen Folgen der Industrialisierung durch eine restlose Übernahme industrieller Methoden auf den Bausektor zu tilgen. Auf diese Weise sollte eine neue, durch Technik und Zweckmäßigkeit geprägte Schönheit entstehen. Dabei ist es keineswegs nur die Ausnutzung neuer Konstruktionsmethoden und Materialien, die die Moderne auszeichnet. Diese waren auch schon vor ihr angewandt worden, wie die Bahnhofshallen, Brücken oder ersten Hochhäuser aus der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg belegen. All diese Bauten zeigen jedoch Einflüsse formaler Überlieferung, da sie weder den Anspruch noch den Ehrgeiz besaßen, alle Stränge zur Geschichte zu kappen. Die Moderne hingegen wollte sich auch in formaler Hinsicht von allen Schlacken der Vergangenheit befreien und die Welt der Maschine in Architektur, Design und Kunst hineinbringen. Nichts sollte an die Vergangenheit erinnern. Damit wurde bewußt ein Bruch vollzogen, der sich nicht zuletzt darin äußerte, daß das Neue schroff von der Umgebung abstach, in die es hineinplazierte wurde. Damit stand die moderne Architektur völlig konträr zu den Arbeiten der Vertreter der Tradition, deren Ansinnen es war, die Wunden, die der Industrialisierungsprozeß aufgerissen hatte, so weit wie möglich wieder zu schließen.

Hans Sedlmayr konstatierte in der modernen Baukunst eine Vorliebe für rein geometrische Formen, für alles Abstrakte sowie eine Verklärung der Konstruktion und, daraus resultierend, eine geradezu magische Bezauberung von den kältesten und sprödesten Werkstoffen und Verfahren, was wiederum zu einem Metallischwerden der gesamten Lebenssphäre des Menschen führt. Die Maschine bestimmt hier das architektonische Gestalten. Dadurch erhält die moderne Architektur zugleich ein unarchitektonisches, nämlich ein dynamisches Gepräge.

Daß es bei der Moderne um mehr ging als nur um einen neuen Stil, wurde von ihren Gegnern früh erkannt. So verwies der konservative Architekt Paul Schmitthenner 1932 bei einem Vergleich zwischen Goethes Weimarer Gartenhaus und einer Wohnmaschine der Moderne auf die Welten, die beide Bauwerke voneinander trennen: »Von Goethes Haus zur Wohnmaschine klafft ein Abgrund, der unüberbrückbar ist. Täuschen wir uns nicht. Es handelt sich hier nicht um einen vorübergehenden Zeitgeschmack oder eine Modefrage, es ist eine tiefgehende geistige Frage, die in ihrer Bedeutung über eine deutsche Angelegenheit hinaus eine Menschheitsfrage ist. Auf der einen Seite: Rechnender Verstand, Maschine, Masse, Kollektivismus; auf der anderen Seite Gefühl, blutwarmes Leben, Mensch, Persönlichkeit.«

Der Euphorie, mit der das Neue Bauen – von wenigen – begrüßt wurde, stand eine breite Ablehnung gegenüber. Gegen Ende der zwanzig-

»Amerikaner denken episch, sektoral, in Ausschnitten – auch ihre Architekten. Sie machen mit Einzelstücken Architekturgeschichte. Ob aber die atemberaubenden Prachtexemplare in die Nachbarschaft passen und sich harmonisch in das Ganze einfügen, interessiert kaum. So mancher Prunk-Tower steht Wand an Wand mit verrotten Altbauten, die mal bessere Tage gesehen haben. Aber das Ausschnittsdenken ist trainiert, auf Kosten des Allgemeinen nur das Besondere zu sehen.«

Wolf Jobst Siedler: »Der lange Weg in die Häßlichkeit«, in: *Junge Freiheit* 13/2007



Abb. 1 »Häuser von der Stange«: Walter Gropius, Siedlung Törten, Dessau, 1927.

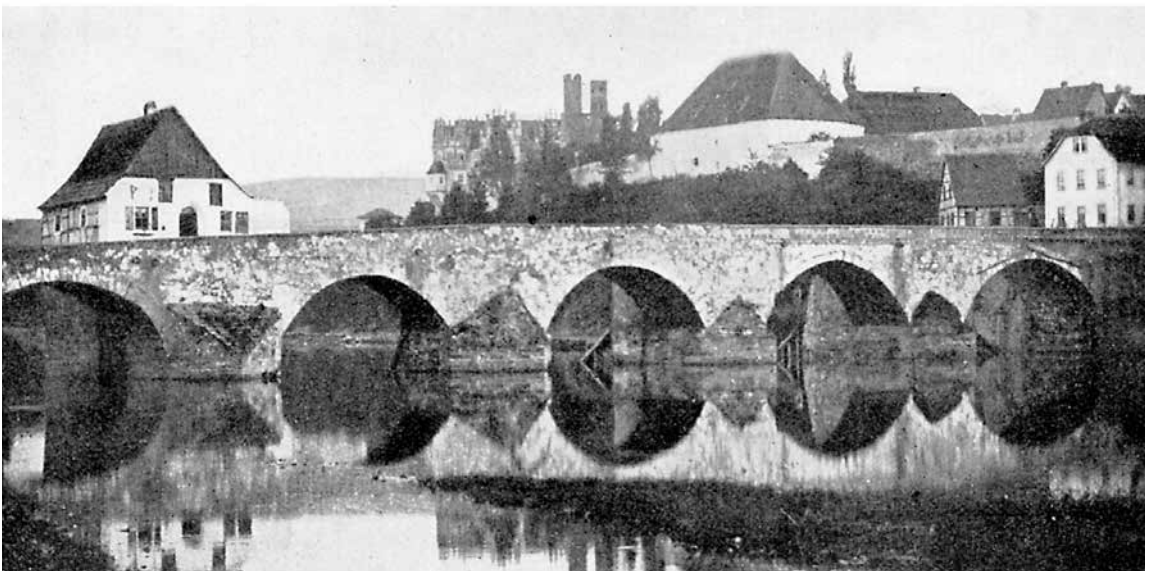
Abb. 2 Karl Witte: Neue Bauernhöfe in Kleinplasten, 1936.





Abb. 3 Bauen nach regionaler Anforderung und Volkscharakter bedeutet Multikulturalität: traditionelle Bauernhaustypen im Freistaat Bayern.

Abb. 4 Alte Saalebrücke in Saalfeld: Beispiel für ein außerordentlich harmonisches Städtebild. Alle Bauten bilden zusammen eine »Gemeinschaft« (um 1890).



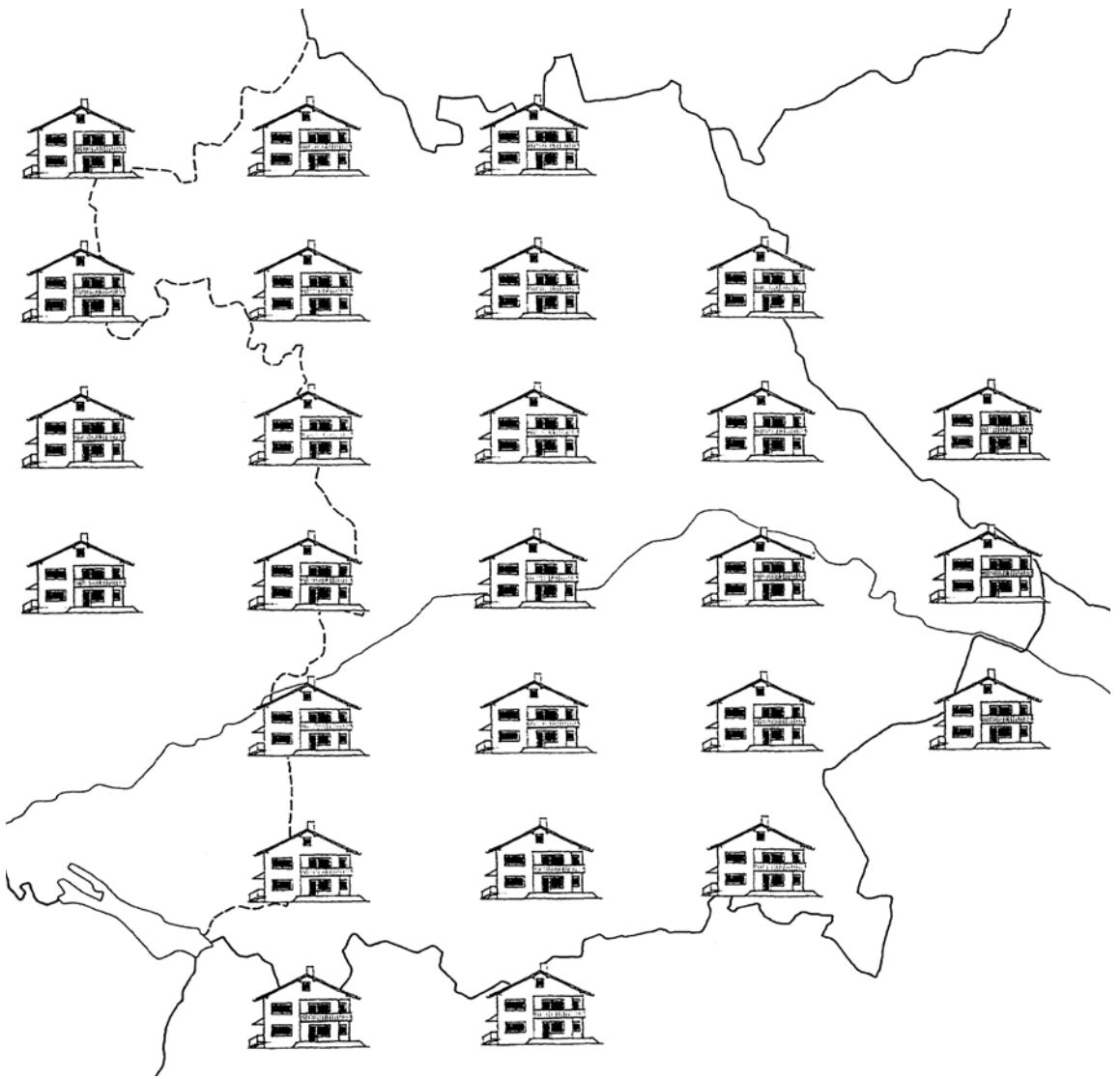


Abb. 5 Moderne Monokultur.

Abb. 6 Aufnahme von der gleichen Stelle nach etwa 15 Jahren: Das gesamte Städtebild ist vollkommen planlos zerstört. Die einzelnen Bauten sind untereinander »atomisiert«.



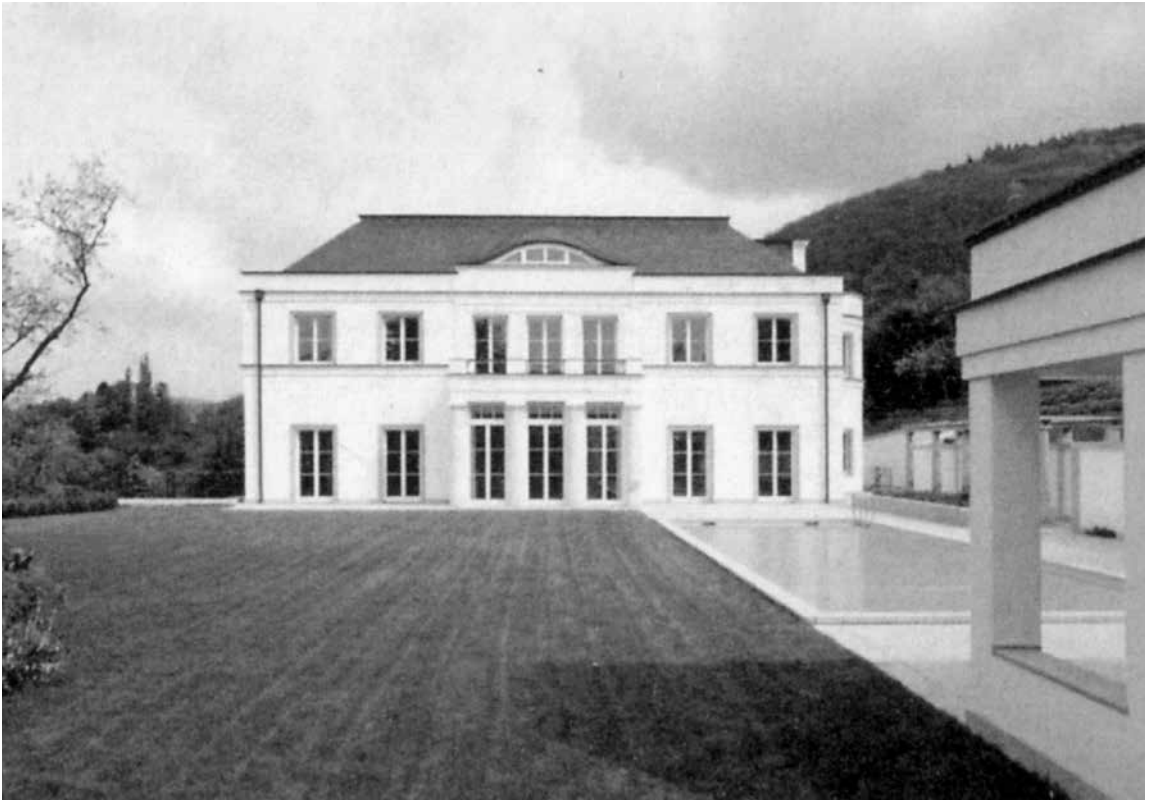


Abb. 7 Klassizistischer Glanz in der Gegenwart: Kahlfeldt-Architekten, Wohnhaus in Heidelberg, 2007.

Abb. 8 Dekonstruktivismus – gestyltes Chaos: Günter Behnisch, Hysolar-Institutsgebäude, Universität Stuttgart, 1987.



ger Jahre begannen sich die Gegner der Moderne zu organisieren. So z. B. in der 1928 gegründeten Architektenvereinigung »Block« oder in dem 1929 entstandenen, nationalsozialistisch ausgerichteten »Kampfbund für Deutsche Kultur«. Die einige Jahre später verwirklichte Architektur des Dritten Reiches huldigte dabei nicht nur einem Neuklassizismus und dem Heimatstil, sondern einem Stilpluralismus, aus dem nicht einmal die Moderne verbannt wurde. Dieser Stilpluralismus erfolgte jedoch nicht willkürlich, sondern vielmehr »bauaufgaben-spezifisch«; denn der Stileinsatz sollte der Erkennbarkeit der Bauaufgabe dienen. Es ging darum, die »Archetypen« für die jeweilige Bauaufgabe zu finden. Konkret bedeutet dies, daß für repräsentative Aufgaben der Klassizismus bevorzugt wurde, für markant in der Landschaft liegende Bauten – zum Beispiel die Ordensburgen – eine romanische Formensprache und für Wohnsiedlungen und ländliche Bauten der Heimatstil. Im Bereich der Industriearchitektur wurde die Formensprache der Moderne aufgegriffen. Die NS-Architektur strebte allerdings nicht nur eine klare Erkennbarkeit der Gebäudefunktion an (Parteihaus, Theater, Schule, Wohnhaus, Fabrik usw.), sondern es sollte auch deutlich sein, welcher Region das Bauwerk entstammte (Rheingau, Tirol, Westpreußen usw.). Um das zu erreichen, bedurfte es fester Typen für das Bauen, was mit sich brachte, daß die Architektur antiindividualistisch war. Der Architekt mußte sich selbst zurücknehmen, damit Heimat und Zweck sichtbar wurden.

Die dreißiger Jahre standen – nicht nur in Deutschland – im Zeichen der Tradition. Die Moderne der zwanziger Jahre schien als eine kurzlebige, im Kern kunstfeindliche Mode abgehakt. Doch nach 1945 vollzog sich ein abermaliger Wandel: Die wiederauferstandene Moderne verlangte nicht nur erneut Alleinvertretungsrecht für sich, sondern erhielt es auch weitgehend.

Da der Nationalsozialismus als ein letzter europäischer Versuch der fundamentalen Rettung der Territorialisierung von Kultur gescheitert war, erblickte man nun gerade in der Entterritorialisierung, in der Entortung, eine Tugend. Der Heimatstil wurde als »Blut und Boden«-Architektur und als reaktionär gebrandmarkt. In der Folge verlor nahezu jede Region ihren unverwechselbaren Charakter und mutierte zum Esperantoland (vgl. Abb. 5). Aber ebenso galt die auf die Antike zurückgehende klassische Baukunst als obsolet, ihr Ewigkeitsanspruch hatte dem »Fortschritt« und der Mode zu weichen.

Wo der Stil fehlt, gedeiht die Mode. Gerade weil die Moderne keinen wirklichen Stil, keinen festen Formenkanon entwickeln konnte, ist sie durch rasch wechselnde Moden geprägt: Internationaler Stil, Weiße Moderne, Laborstil, Konstruktivismus, Funktionalismus, Organischer Funktionalismus, Brutalismus, Containerbau, New Brutalism, Strukturalismus, Experimentalismus, Postmoderne, Dekonstruktivismus oder Neue Einfachheit haben unsere Umwelt nach 1945 »bereichert« und chaotisiert. Da das klassische Ornament – außer bei der Postmoderne – Tabu war, wurden mitunter die ungeheuerlichsten konstruktiven Verrenkungen veranstaltet, um ein Gebäude »interessant« zu machen (Abb. 8).

Moderne Architektur beinhaltet die Abwendung vom Abendland, bedeutet das Abschneiden aller Traditionen – und das trifft nahezu auf alle rasch wechselnden Moden der Moderne zu. Statt Verortung gibt es Entortung, statt Überzeitlichkeit Beschleunigung. Moderne Architektur ist Teil der Globalisierung und sichtbarster Ausdruck einer sich weltweit ausbreitenden Monokultur. Der Entwurf ist der globalisierte Einheitsmensch – ohne Rasse, ohne Klasse, ohne Geschlecht, »beheimatet« in entorteter Allerweltsarchitektur.

Trotz ihrer Dominanz ist moderne Architektur unpopulär. Sie kommt dem natürlichen Verlangen des Menschen nach Schönheit, Harmonie, Symmetrie und Dauer, aber auch nach Geborgenheit nicht entgegen. Ihre Apologeten nennen sie zwar »demokratisch« und »human«, doch ist ihre Herrschaft totalitär und ohne Wählerauftrag. Architekturstudenten wird keine Möglichkeit gegeben, sich im Sinne der Tradition auszubilden. Wer sich als Architekt zur Tradition bekennt, wird weggebissen oder totgeschwiegen. Einen organisierten Widerstand gegen die Zumutungen moderner Architektur wie in den zwanziger Jahren gibt es heute nicht. Auch hier herrscht das linke Prinzip nahezu uneingeschränkt vor. Diese Einseitigkeit zu korrigieren, ist Aufgabe der Zukunft.

Literaturhinweise:

Norbert Borrmann:
*Paul Schultze-Naumburg.
Maler, Publizist,
Architekt*, Essen 1989;

Norbert Borrmann:
*»Kulturbolschewismus
oder »Ewige Ordnung«.
Architektur und Ideologie
im 20. Jahrhundert*,
Graz 2009;

Norbert Borrmann:
*Warum rechts? Eine
Streitschrift*, Kiel 2011;

Siegfried Giedeon:
*Raum, Zeit, Architektur.
Die Entstehung einer
neuen Tradition*,
Zürich/München
1978 (EA. Cambridge,
Massachusetts 1941);

Paul Schmitthenner:
Baugestaltung,
Stuttgart 1932;

Paul Schultze-Naumburg:
Die Kulturarbeiten, 9 Bde.
und ein Ergänzungsband.
München 1901–1917;

Hans Sedlmayr:
*Verlust
der Mitte. Die bildenden
Künste des 19. und
20. Jahrhunderts als
Symptom und Symbol
der Zeit*, Salzburg 1948.

Der Mann stutzt – Über Tanzbären und Zuchtbullen

von Ellen Kositzka

Neulich ein absurder Traum: Ich gelangte mit den Töchtern auf Kriegsgelände. Überall tote Männer. Sie lagen herum, seltsam lasziv aufeinander geschichtet. Wir spürten kein Entsetzen, auch kein Mitgefühl, eher Ekel, wir hatten die Aufgabe, das Feld zu bereinigen. Versprengte Truppenteile oder Freischärler schreckten uns nicht. Wir merkten schnell: die posieren mit lächerlichen Waffen. Wir waren mit Fliegenklatschen bewaffnet und fühlten uns sicher. Alle Toten wiesen Einschußlöcher an der gleichen Stelle auf – an den Ohrläppchen. Dadurch, daß dort Haut fehlte, waren die Männer leichter, wir konnten sie wegtragen. Es waren Hunderte.

Nach dem Aufwachen war klar, woher der Traum rührte. Tags zuvor hatte uns in der Werkstatt ein Geselle abkassiert, und während des Vorgangs flüsterte meine Tochter: »Wenn ich durch das Ohrläppchen von dem Mann sehe, kann ich genau unser Auto erkennen!« Der Typ hatte keineswegs abgefahren gewirkt, sondern bieder und tüchtig. Zum Abschied hatte er uns ein Cockpit-Spray geschenkt, mit persönlicher Empfehlung. Damit würden wir den Innenraum unseres VW-Busses blitzblank kriegen. Er schwor auf das Zeug!

Die sogenannten Fleischunnel, die das Ohrläppchenloch auf bis zu zweieinhalb Zentimeter dehnen und in einem breiten Milieu (Schüler, junge Arbeitslose, Handwerker, Arbeiter) heute eine Standardoption darstellen, sind eilig den Weg gegangen, den etwa knallbunte Strähnen im Frauenhaar in einer längeren zeitlichen Distanz zurückgelegt haben. Bis Mitte der achtziger Jahre griffen allein solche Gestalten zur Farbtube, die tief in Subkulturen verankert waren. Später zogen kesse Gymnasiastinnen oder andere Frauen auf Profilsuche nach: Weinrot und lila gesträhtes Haar ist mittlerweile eine gängige Wahl jenseits des Faschings. Elfjährige tragen es, Kirchentagsbesucherinnen, Bankangestellte, Hausfrauen. Derartigem gilt längst kein zweiter Blick mehr. Die Sache hatte Vorgänger. Ähnlich ging es mit dem Bikini, dem Minirock, dem Nasenpiercing. Oder, im weiteren Rückblick: dem taillosen Kleid der Reformbewegung oder der Frauenhose.

Die Geschichte der Frauenmode ist lang, vielfältig und voller Provokationen, die rasch den Status des Herausfordernden verloren und populär wurden. Frau schmückt sich, um zu gefallen. Oft: um Männern zu gefallen. Auch wenn die Geschichte des heute feministisch zum Trend hochgeschriebenen *man repelling* (Frauenmode, die Männer erwiesenermaßen gräßlich finden wie Haremshosen oder Schulterpolster) weiter zurückreicht als bis zur berühmten lila Latzhose, galt doch weitgehend: Frau putzt sich, pflegt die Oberfläche, drückt sich in der Kleidung aus. Die Frau repräsentierte Jahrtausende das modische und modisch weitaus volatilere Geschlecht.

Das Verdikt, daß »allein der Charakter zähle«, dürfte zwar weit häufiger von weiblichem Munde ausgesprochen worden sein, doch hat sich Frau diese Formel selbst kaum je zu eigen gemacht. Sie schnürt sich,

»Die Mode übt ihren Einfluß nicht bloß auf Hüte und Röcke, sondern auch auf das, was darunter ist.«

Johann Jakob Mohr
(1824–86), Aphoristiker
und Erzähler

zwängt sich, richtet sich zu, ohne Rücksicht auf Zweckmäßigkeit und, bewahre!, Bequemlichkeit. Zupfen, bräunen, bleichen, ondulieren, vergrößern, verkleinern, entfernen: Wer schön sein will, muß leiden – und wann in der Menschheitsgeschichte litten je Männer, von höfischen und elitären Minderheitenphänomen abgesehen, unter Modediktaten? Paarungs- und Heiratsverhalten richtete sich kaum je nach der Schönheit des Mannes, umgekehrt wird ein Schuh draus.

Zeiten ändern sich. Vielleicht auch, weil längst mehr Frauen als Männer studieren und das Heiraten oder Anbändeln »nach oben« kein rein weibliches Phänomen mehr sein dürfte. Der Osten der Republik ist dabei abermals Avantgarde: Kombinationen nach dem Muster Maurer/Oberärztin sind hier seit Jahrzehnten gang und gäbe. Wir finden heute aufseiten der Männer einen Körperpflege- und Körpergestaltungskult, der als Massenphänomen historisch seinesgleichen sucht. Der modische Mann stutzt, epiliiert, waxt, zuckert sich mit gebotener Hingebung die Haare unterhalb des Kopfes (69 Prozent der Männer enthaaren sich Genitalbereich, Oberkörper und/oder Achseln; andere Bereiche müssen zum Zwecke nachfolgender Tätowierung ebenfalls haarlos sein); er läßt sich zum reinen Schmucke Löcher ins Fleisch stechen, schießen oder stanzen, deren Wundränder dann penibel gepflegt werden müssen. Wir haben seit Jahren parallel zu speziellen Männer-, Fettabbau- und Muskelaufbaudiäten einen sprunghaft angestiegenen Anteil Eßgestörter, also bulimischer oder magersüchtiger Männer. Wir haben einen Fußballbundestrainer, der einen Herrenhemdenschnitt populär gemacht hat und der für eine Kosmetikmarke wirbt. Wir lesen regelmäßige Berichterstattung über saisonale Herren-Haute-Couture in bürgerlichen Leitmedien. Wir verfolgen den beispielhaften Aufstieg eines androgynen philippinischen »Modebloggers« namens Bryanboy und zahlloser Nachfolger sowie die Genese eines neuen Traumberufs für Jungen als »Männermodel« – wetten, daß es bald ein entsprechendes Fernsehformat gibt? Wir finden Männermagazine, die sich kosmetischen Fragen stärker widmen als herkömmlich geschlechtsbezogenen Themen wie Sex, Sport und Fahrzeugen. Über allem bemerken wir eine tiefgreifende Kommerzialisierung und Demokratisierung des einst höfischen Gefilden vorbehaltenen Themas der Männermode und der männlichen Körpermodifikation.

Männermoden gibt es fraglos ebenfalls seit je. Sie äußerten sich weit weniger detailverliebt, datierten nach Epochen statt nach Saisons, manifestierten grob Statusunterschiede. Wir wissen von Spitzhüten, engen Herrenschühchen, Männerkorsetts im Biedermeier, den »Schamkapseln« und ausgestopften Wämsern der frühen Neuzeit. Es gab Modenarren außerhalb der veränderlichen Konventionen, man titulierte sie »Stutzer«. Den gemeinen Mann aus dem Volk berührten solche extraordinären Herrichtungen nicht. Einmal mehr darf die Französische Revolution als Achsenzeit erhalten: Nicht nur die revolutionären Sansculotten rebellierten durch ihre matrosenähnlichen Röhrenhosen gegen den Stil der Zeit, zugleich traten die ersten Punks der Neuzeit ins Bild, die Incroyables. Sie richteten ihr Augenmerk darauf, daß der Frack betont schlecht saß, das Haar zottlig fiel, die Weste falsch geknöpft war und die Stulpen schlampig über die Stiefel fielen.

Was genau ist neu an dem Mannsbild, das sich ausgiebig der Herichtung seiner äußeren Form widmet? Das »Schöne« taugt nicht zur Umschreibung. Männliche Schönheitsnormen wechseln und liegen letztlich im Auge des Betrachters. Mal galt für eine Mehrheit der Schnauzer als attraktiv, mal der Brustpelz, mal der Parka, mal das Sakko, einst die schneidige Uniform. »Gepflegtheit« trifft es auch nicht, weil einerseits ein ungewaschener, müffelnder Mensch nie positiv bewertet wurde und andererseits selbst die hygienischst versorgten Piercings in Ohr, Augenbraue oder Brustwarze nicht als spezielle Ausweise eines Gepflegtseins gelten können. Neu am Körperstil der jüngeren Generationen ist der Drang nach Körpermodifikationen, die künstlich zugefügt wurden. Nennen wir ihn den Geschönten Mann.

Wir können uns die Genese des Geschönten Mannes als Weg in Etappen vorstellen, wobei sich die Schritte überlagern: Demokratisierung, Kommerzialisierung, Entfunktionalisierung/Entfremdung des geschlechtlichen Faktors, Homosexualisierung und Androgynisierung, letztlich die Globalisierung, die mit einer Retribalisierung einhergeht.

Aus einem Internetforum:

»Hallo DACAR10, schön, dass Sie Ihrer Partnerin eine Freude machen möchten; ich hoffe mal, dass Sie selber es auch ausprobieren möchten, denn man muß sich ja in erster Linie selber gefallen. Vom Waxing im Intimbereich beim Mann würde ich abraten, denn das ist schon eine sehr schmerzhaft Angelegenheit. Wenn Sie allerdings die schmeichelzarte Haut ohne nachwachsende Stoppeln haben möchte versuchen Sie mal das sog. Sugaring mit Halawa, das ist eine orientalische Zuckerpaste. Im Gegensatz zu Wachs verbindet sie sich nur mit den zu entfernenden Haaren und bereits abgestorbenen Hautzellen. Normalerweise zeigen die Kolleginnen auch wie es geht.«

»Männliche Modelle stehen meist im Schatten ihrer weiblichen Kollegen. Die Herausforderung des Männerbookings besteht darin, die Einzigartigkeit des Modells – geprägt durch ihren Charakter mit allen Ecken und Kanten – zu betonen und zu präsentieren.«

(KULT Model Agency, eine Agentur, die seit 2001 auf die Vermittlung von Männermodells spezialisiert ist)

»Mannequin, veraltet Mannekin, franz. »Gliederpuppe, Schaufensterpuppe«, aus dem Niederländischen [manneken] (»Männchen«). Im Französischen kann es auch »willenloser Mensch« (»Waschlappen«) bedeuten.« (wikipedia)

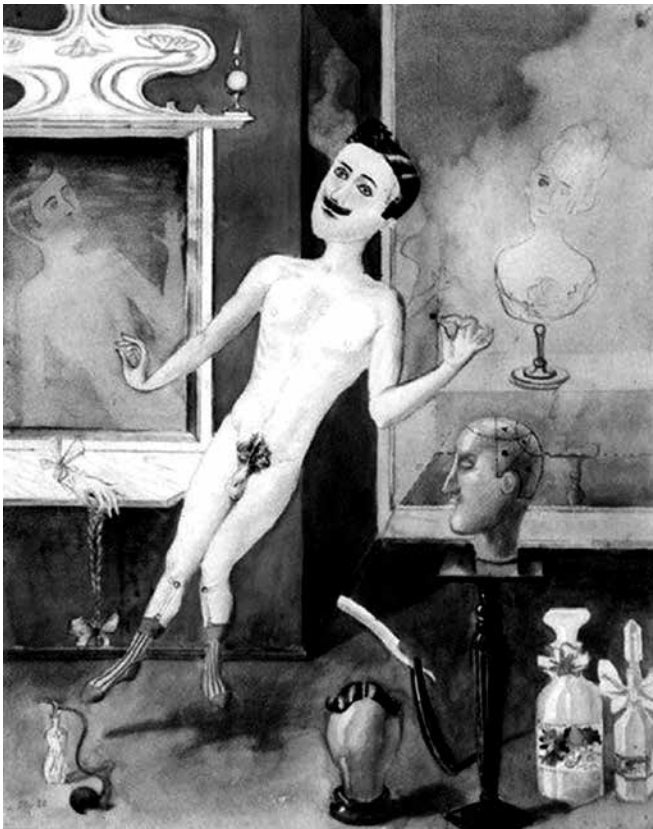
Frage von Mediennutzer
 »Hartkore« auf
 gutefrage.net, sich auf eine
 Zurichtungsart beziehend,
 die vormals allein
 für a) Tanzbären und
 b) Zuchtbullen relevant
 war: der Ring durch die
 Nasenscheidewand:

»Ich will mir ein Septum-
 piercing stechen lassen bin
 mir da aber noch nicht ganz
 sicher weil ich vieles gelesen
 habe dass das septum das
 schmerzhafteste piercing ist
 das man sich stechen lassen
 kann. Kann man auf das
 piercing nicht irgendwie
 eisspray drauf machen oder
 eine spritze bekommen?«

Im Zuge der Demokratisierung hat sich die alte, verhältnismäßig starre Dreiteilung nach Ober-, Mittel- und Unterschicht aufgelöst. Bis in die Nachkriegszeit waren Kleidung und Herkunft noch relativ simpel zuordenbar und, wenn auch je modisch wandelbar, festgelegt. Wer jenseits der Unterschicht hätte sich vor 40 Jahren eine Tätowierung zufügen lassen? Wer außerhalb der Handwerkerzünfte einen Ohrring stechen lassen? Wer, wenn nicht Honoratiorensöhne, ein Kleidungsstück eigens fertigen lassen?

Auch die moderne Untergliederung in sozial-moralische Milieus nach Émile Durkheim hat sich überlebt. Die letzte Etappe der Demokratisierung hat eine schrankenlose Durchlässigkeit ermöglicht. Sie hat massenhaft studierende Arbeiterkinder, ausgestiegene Bildungsbürgersöhne und im wesentlichen ungebundene Individual-Performer hervorgebracht, und hat jedwede standgemäße Kleidungs- und Körpernorm aufgelöst oder hintertrieben. Gerade in Stilfragen bietet sich die nach marketingtechnischen Gesichtspunkten vorgenommene Einteilung in Sinus-Milieus an. Diese vordergründig für Werbezwecke geschaffene und seit drei Jahrzehnten laufend aktualisierte Zielgruppensegmentierung bildet den Gesellschaftswandel mustergültig ab. In unserer Zeit, die geprägt ist von einer Erosion klarer Familienstrukturen, von einer Polarisierung nach Wohlstand statt nach Bildung und von einem breitgefächerten Freizeitangebot, stellt das individuelle Konsumverhalten (und eben nicht wie früher Blut, Tradition und Ausbildung) das wesentliche Distinktionsmerkmal dar. Das namensgebende Sinus-Institut unterscheidet neben gleichsam »bestandwahrenden« Gesellschaftsgruppen wie den immer noch breitvertretenen konservativen und traditionalistischen Milieus etwa zwischen »hedonistischen« (spaß- und erlebnisorientierten), »sozialökologischen«, »expeditiven« (avantgardistischen, künstlerischen), »prekären« Milieus und dem der tonangebenden »liberalen Bildungselite«. In diesen Milieus finden wir Menschen gruppiert, die sich in ihrer Haltung und Lebensweise ähneln. Die einzelnen Kreise

überschneiden sich mehr oder weniger stark. Was die je zugehörige Kleidungsregel, die Körper- und Gesichtermoden angeht, dient die liberale Bildungselite, stark vertreten in Werbung und Journalismus, als Lautsprecher und Synthesizer der unterschiedlichen Trends. Hinzu kommt die Sonderklasse des Boulevards, der stilprägenden Gesellschaft aus Film-, Fernseh- und Geldadelgrößen. Flanieren zwei, drei Schauspielberühmtheiten mit frischem Vollbart über den roten Teppich oder eine Erbin mit Taschenterrier, wirkt das zuverlässiger auf die subalterne (aber sich keinesfalls als solche begreifende!) Masse als einstmals ein Edikt des Fürsten. Das Gefühl, zwanglos und unbeeinflusst zu agieren, bleibt dabei unangetastet. Keiner würde eingestehen, er trage Kapuzenpulli, Hornbrille oder Justin-Bieber-Tolle deshalb, weil das in der gewählten In-Group zu den Üblichkeiten zählt. Die Illusion des »ganz persönlichen« Geschmacks bleibt erhalten. Vorbei die Zeiten, da ein Bürgersproß allenfalls mit Anleihen aus dem Arbeiter- oder Intellektuellenmilieu einen zaghaften Klassensprung vornahm. Heute darf er zwischen den Rollen als zartbleicher



*Der Gott der Frisöre,
 Otto Dix, 1922*

cher Veganer, als Wickelpapa mit Umhängetasche, als urbaner Outdoor-fetischist, als Träger von Sandalen oder von T-Shirts mit Botschaften und vielem mehr wählen. Regression und Understatement sind in tonangebenden Kreisen dabei heute mehr en vogue als das sich nach »oben« streckende Gegenteil, das durch den Aufschneider und Hochstapler verkörpert wurde.

In ähnlichem und teils überschneidendem Maße wie die Demokratisierung hat die Kommerzialisierung auf die individuelle »Machbarkeit« der äußerlichen Mannesform hingewirkt. Der »gewaltige Warenhauszwinger«

(Siegfried Kracauer) verführt und droht: Die übliche Männerhose kostet zwischen 50 und 70 Euro, das ist extrem erschwinglich. Und wer mag schon rumlaufen wie die Typen vom Vorjahr, wenn die Mode der coolen Jungs in den Magazinen und Bars heute einen völlig anderen Schnitt aufweist? Und wo das Switchen zwischen Rollenmustern (tags Bankerstil, anschließend Kiffer-, Workout- oder cordlastiger, nach unten ausgestellter Handwerkerlook) so fraglos funktioniert? Sind es nicht 29,90 Euro pro Monat wert, den Körper im hervorragend ausgestatteten Fitneßstudio verbessern zu dürfen? Einmalig 80 Euro, um monatelang zu duften wie Filmstar XY!

Mittlerweile ist jeder sechste Kunde beim Schönheitschirurgen ein Mann. Da gibt es Möglichkeiten! Noch vor vier Jahren war es jeder zehnte. Zwei Generationen zuvor, als die ästhetische Chirurgie durchaus bereits brummte, hatte dieser Markt kaum männliche Klienten. Aber nun: Bauchstraffung bei Erhaltung und Neuplazierung des Nabels ab 4000 Euro – sollte man sich das nicht leisten? Weiter unten kann man sowieso in jede Richtung modellieren lassen wie an einer Plastik.

Die kapitalistische, post-industrielle Gesellschaft hat klassische Männerarbeiten obsolet werden lassen. Noch 1950 waren 25 Prozent der Beschäftigten in der Landwirtschaft tätig (bereits 1970 nur acht Prozent, heute sind Bauern weitgehend Industrielle, deren Angestellte die Knöpfe und Hebel bedienen), weitere Millionen schufteten unter Tage, mit schweren Maschinen. Das machte schwielige Hände, stämmige Waden und ein breites Kreuz. Die Dienstleistungsgesellschaft hat den Samtpfötchenmann hervorgebracht, der Tastaturen bedient, auf denen ebensogut manikürte Frauenhände tippen können (und dies auch tun). Diejenigen, die heute noch unter schmutzige Autos kriechen, den Preßlufthammer halten oder Müllsäcke aufladen, zählen nicht zur Klientel der magersüchtigen oder chirurgieaffinen Wunschkörperträumer. Die Lust an künstlich herbeigeführten Körpermodifikationen ist in diesem Milieu gleichwohl vorhanden. Der junge Facharbeiter, selten mehr als 35 Stunden pro Woche malochend, rasiert sich säuberlich den ganzen Körper, trägt schwer an den plugs in den Ohr läppchen, nimmt einen gewissen Schmerz und Kosten auf sich, um Oberarm und Waden tätowieren zu lassen, dito, was die Eigenleistung beim Training, Eiweiß- und Anabolikaverzehr im Kraftstudio angeht. Geschöntheit hat ihren Preis, sonst wäre sie nichts wert!

Letztlich ist das eine manipulative Abwandlung der überkommenen anthropologischen Konstante, wonach der äußere Vorschein klassischer Männlichkeitsinsignien zu einem höheren Paarungs- und Fortpflanzungserfolg führt: Kraft und Anstrengung, auf denen in früheren Zeiten die Muskeln, die straffe Haut und die verwegenen Körpermale beruhten, sind heute entweder eine bezahlte Auftragsarbeit, oder sie resultieren aus vollständig entfremdeter Arbeit, aus der Technik des Surrogats: Wer an Muskelmaschinen im Studio zerrt, erwirtschaftet ja kein Produkt, das über sein solipsistisches Selbst hinausginge. Der eigene Körper ist nicht Mittel, sondern Ziel.

Daß das Modische – abgesetzt vom natürlich Attraktiven – sich nicht um seine Funktionalität schert, gehört seit je zur Normalität des Trends. Neu ist zweierlei: Die Funktion der Alltagskleidung als Schutz vor äußeren Einflüssen (Wetter, Schmutz, mechanische Abwehr von arbeitsbedingter Unbill) ist nahezu aufgehoben. Hinzu kommt die Verfeinerung der Männermoden hin zum dezidiert unpraktischen, gepflegedürftigen »Plus«. Der Körper des vorgestrig als »gestanden« geltenden Mannes war durch unterschiedliche Auswirkungen versehrt – hier eine Narbe, ein Mal aus Krieg, Kampf oder Gefangenschaft, dort die Schwielen von der harten Arbeit. Opfer, Entbehrung und Mühsal hatten den Körper gestählt, Spuren hinterlassen. Heute tun es metallene Ringlein, gegen Bezahlung durch die



*Unwiderruflich,
Körperkunst, irgendwann*

»Rick Owens kleidet seine Männer in knielange Röcke oder bodenlange Kleider. Genau solche sitzen auch schon im Publikum – es scheint also zu funktionieren. Ricardo Tisci von Givenchy zeigt Männer wie Frauen in ähnlichen Silhouetten, auch für die Männer gibt es Kleider über Hosen oder knielange Mäntel über Hosen. Dazu gibt es superkurze Shorts zum Blouson. Die Farbpalette ist schwarz, weiß – und Jesus-Baby-Rosa.«

zeit.de vom 3. Juli 2012

»Rosa spiele ›in der Herrenbekleidung eine wichtige Rolle, sagt Gerd Müller-Thomkins, Geschäftsführer des Deutschen Modeinstituts (DMI) in Köln. Er sieht darin eine ›modische Emanzipation‹ des starken Geschlechts, das in der Vergangenheit doch eher eine ›graue Maus‹ gewesen sei, die stoisch darauf festgelegt war, sich in gedeckten Tönen, unifarbener oder camouflagefarben zu kleiden. Nun entdeckten Männer auch ihre sensible, weibliche Seite und stünden selbstbewußt dazu, was sich in der Mode unter anderem an einer neuen farblichen Aufgeschlossenheit zeige. Die neue Lust auf Rosa ist für den Trendexperten damit auch ein Zeichen der ›Befreiung von traditionellen Zwängen‹.«

(freipresse.de)

Haut gestoßen, Fetische und Symbole zweiter Klasse. Von der Dekadenz der Funktionslosigkeit zur dezidierten Behinderung, der Entfunktionalisierung ganzer Körperteile, ist es ein kleiner Schritt: In Hosen, die nahe den Kniekehlen hängen, kann man kein Rennen bestreiten, in schürsenkelbefreiten Schnürschuhen schlecht ausschreiten, mit dem Zeitnachteil eines obligatorischen Körperpflegeprogramms keinen Vorsprung gewinnen, mit einer Schüttelfrisur, die den Kopf in eine kokette Schiefhaltung zwingt, keinen klaren Blick bewahren.

Das offenkundige Fehlen des Zwecks und die direkte Dysfunktionalität der Moden verweisen direkt auf einen weiteren, elementaren Punkt: die Auflösung, Vermischung und zunehmende Fragwürdigkeit der geschlechtlichen Bedingtheit. Wo der Sinn der geschlechtlichen Zugehörigkeit sich im Rahmen der reproduktiven Selbstbestimmung entmaterialisiert hat, ist der Unisex-Stil und die Androgynisierung der Mode eine natürliche Folge des Unnatürlichen. Die kinderlose Frau und der Hosenanzug, sie ergeben ein Paar, das längst keine Kommentarspalte mehr wert ist.

Das Vordringen homosexueller Männer in die Popwelt besorgte ein übriges auf Seiten des anderen Geschlechts. Männer im heute heiratsüblichen Alter sind aufgewachsen mit popkulturellen Idolen wie Limahl, Boy George, den smarten, hellstimmigen Jungs von Wham!, Pet Shop Boys, Bronski Beat und Erasure, allesamt schwul. Der Körperkult der Schwulen (den man in früheren Zeiten als weibisch empfunden hätte) hat längst so weit ausgegriffen, daß Transformationstermini wie der des »Metrosexuellen« (leibhaftig geworden am behutsam gepflegten, doch definitiv heterosexuellen Körper eines David Beckham) keine Rolle mehr spielen. Während bei weiblichen Schönheitsnormen eine generativ bedeutsame Konstante (die großen, weil nährenden Brüste; eine ausgeprägte Becken- und Hüftregion, weil »gebärfreudig«) im stillen stets weiterwirkten und auch durch Magermodelrends nicht totzukriegen ist, kann der androgyne, zarte, schönheitsbewußte Mann durchaus punkten. Oft wird behauptet, daß solche Vorlieben dem Einfluß synthetischer Hormongaben (»Pille«) zu verdanken seien. Zahlreiche Studien haben ergeben, daß Frauen rund um den Eisprung einer urwüchsigeren Männlichkeit (dem potentiellen Versorgertyp also) zugetan sind, während sie außerhalb jener Zeiten – und gänzlich unter Einfluß der eisprungunterdrückenden Pille – dem modernen Poser den Vorzug geben. Schon weil eine intensivere männliche Affinität zu Moden historisch nicht belegt ist und gleichzeitig die heutige gesellschaftliche Akzeptanz von homosexuellen Männern ohne Beispiel ist, dürften homosexuelle Stilregeln heute als wegweisend gelten. Über die Hälfte der armen magersüchtigen Männer ist homosexuell veranlagt; das Internet ist voll von derartigen Kummerkästen.

Die Kontagiosität, das Ansteckungspotential solcher Modekrankheiten, ist notorisch. Die gängigen Überleitungsformeln von *sex* zu *gender* leisten ein Weiteres. Die herkömmlichen Assoziationen zum Bedeutungsfeld »Männlichkeit« sind flexibel geworden.

Der Großteil der neuen Männermoden ist mitnichten hausgemacht. Mann ist sichtbar weltweit vernetzt. Zahlreiche Ausprägungen modischer Männlichkeit schöpfen aus dem Fundus kulturfremder Üblichkeiten. Globalisierung (also Entgrenzung) und Re-Tribalisierung (im Grunde die symbolische Rück-Bildung von Stammeskulturen) gehen somit einher. Bei der globalen Orientierung hat man nicht nur den letzten Schrei aus New York »auf dem Bildschirm«, sondern gleichzeitig Formen und Praktiken, die ihren Ursprung in entlegenen Zeiten und Räumen haben. Die gängige Enthaarungspraxis – bei beiden Geschlechtern – etwa ist islamische Norm; Tätowierungen, Piercings und Brandings lassen sich als Retrokulte deuten, die an Initiationsriten indianischen, afrikanischen und ozeanischen Ursprungs erinnern. Mannbarkeitsriten sind hierzulande nicht vorgesehen, nicht einmal mehr harmlose Zeichen wie der uniformierende Kurzhaarschnitt des Rekruten. Tastatur und Schalthebel verursachen auch bei exzessivem Gebrauch keine schwierigen Hände. Grübeln allein macht keinen Charakterkopf. Die Lesbarkeit des Leibes, einst ein gleichsam organischer, in den Lebensvollzug eingebetteter Vorgang, wird heute automatengleich hergestellt. Klingende Münze, berechenbarer Schmerz, verhandelbares Resultat. Leserichtung und dürftige Dechiffrierliste sind gleichsam mitgegeben. Glatte Leiber glätten die Welt. Durch den Ring gehört die Leine, als Führstrick. Muß man sich aufregen? Oder langweilen?

AUS UNSEREM PROGRAMM



Flachdach oder Steildach, Symmetrie oder Asymmetrie, gegliederte oder ungegliederte Fassade, landschaftlich verortetes Bauen oder internationaler Stil? Architektur hat im 20. Jahrhundert viel mit Ideologie zu tun. Gegen das Stilwirrwarr des Historismus wenden sich nicht nur Modernisten, sondern auch Vertreter der klassischen „ewigen Ordnung“. Doch ihre Antworten sind grundverschieden. Ist Ornament wirklich, wie Adolf Loos sagte, ein „Verbrechen“? Glauben wir heute noch Le Corbusier, daß die Städte vor allem „maschinengerecht“ werden müssen?

Norbert Borrmann

„Kultur-Bolschewismus“

oder „Ewige Ordnung“

Architektur und Ideologie
im 20. Jahrhundert

 ARES VERLAG

ISBN 978-3-902475-65-7

Norbert Borrmann

**„Kulturbolschewismus“
oder „Ewige Ordnung“**

**Architektur und Ideologie
im 20. Jahrhundert**

198 Seiten, zahlreiche Abbildungen,
Hardcover

€ 19,90

ARES VERLAG

Erhältlich über „Bücherquelle“ Buchhandlungsgesellschaft m.b.H.
A-8011 Graz, Hofgasse 5, Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612, E-Mail:
office@buecherquelle.at oder in Ihrer Buchhandlung

Der Dandy als Politiker

von Daniel Napiorkowski

Der Dandy war ein Phänomen des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts; er wurde geboren aus dem gesellschaftlichen Umbruch, der mit dem Zurückdrängen der Aristokratie in Europa einsetzte, und geriet zum schillernden Versuch, den Verfallserscheinungen dieser Epoche entgegenzuwirken und sich zum Stellvertreter des Aristokraten in Fragen der Kultur aufzuschwingen. Sein erhabenes Auftreten, seine tadellose Kleidung, sein vorzügliches Konversationstalent und seine vollendeten Manieren verschafften ihm auch ohne Rang, hohe Geburt und großes Vermögen Einfluß in Milieus, die üblicherweise einer privilegierten, seinesgleichen nicht zugänglichen Schicht vorbehalten waren. Er war jedoch mehr als der Machiavell der Etikette, als der er im Rückblick häufig dargestellt wird; er war zugleich Verfechter einer strengen Sittlichkeit, ethischer Mahner und konservativer Gegenauflärer. Von Charles Baudelaire stammt die Aussage, daß die Liebe zur materiellen Eleganz »für den vollkommenen Dandy nur ein Symbol der aristokratischen Überlegenheit seines Geistes« sei.

Mit der zunehmenden Egalisierung und Vulgarisierung der Gesellschaft konnte der Dandy seine Stellung jedoch nicht mehr halten. Die gesellschaftlichen Hierarchien wurden flacher, allgemein verpflichtende zivile Konventionen und Regeln unbedeutender und die Wege, sich auch in gehobenen Kreisen Gehör zu verschaffen, vielfältiger. Der Dandy sah sich seines Wirkungskreises beraubt, seine kulturaristokratische Erscheinung drohte zum bloßen Zeremoniell zu erstarren. Einen Ausweg, eine Möglichkeit, seinen Sinn für das Schöne und Sittliche zu sublimieren, suchte er daher in der Literatur, der Kunst – und in der Politik. Tatsächlich war jene Melange aus Dandy, Literat und Politiker keine singuläre Erscheinung. Frühe Repräsentanten dieses Typus waren etwa der britische Dichter Lord Byron sowie der deutsche Schriftsteller Hermann von Pückler-Muskau; um die Wende zum 20. Jahrhundert bereicherten Benjamin Disraeli, Gabriele D'Annunzio, Maurice Barrès und Stefan George die politische Bühne. Während die frühen Vertreter des politisierenden Dandytums noch keinen Widerspruch zur gesellschaftlichen Ordnung darstellten, stand der Dandy im demokratischen Zeitalter qua Naturell in ästhetischer Opposition zum Zeitgeist. Dies bekam bereits Benjamin Disraeli zu spüren, als er seine erste Rede im britischen Unterhaus hielt. Im typischen dandyhaften Aufzug betrat der elegante Salongänger, Frauenheld und Romancier, der übrigens mit seinem Roman *Vivien Grey* Oscar Wilde zu dessen großem Erfolg *Das Bildnis des Dorian Gray* inspiriert hatte, das Pult – und ertete Spott, Pfiffe und Buhrufe. Disraeli mußte seine Rede abbrechen. Seinem Anspruch als Dandy tat dies jedoch keinen Abbruch, und es sollte nicht sein einziger Auftritt bleiben, mit dem er sich als ausgesprochener *élégant* im Parlament inszenierte und die anderen Abgeordneten irritierte; und auch wenn das Grelle und Aufgesetzte seiner Jugendjahre im Laufe seiner politischen Karriere verblaßte: am Ausge-

»Der Mensch, der in der Mode nur die Mode sieht, ist ein Dummkopf. Das elegante Leben schließt weder das Denken noch die Wissenschaft aus; es heiligt sie.«

Honoré de Balzac:
Physiologie des eleganten Lebens, 1830

suchten in Kleidung und Auftreten hielt er auch später als britischer Premierminister fest.

Disraeli war der politisch erfolgreichste jener Dandy-Schriftsteller, die um die Jahrhundertwende die Politik für sich entdeckten. Maurice Barrès erreichte niemals ein ähnliches politisches Format, sein Einfluß auf die französische Politik sollte trotzdem nicht unterschätzt werden. Geprägt von den typischen Pariser Intellektuellenzirkeln, Künstlerkreisen und der *Fin de siècle*-Szene, führte Barrès in seinen Jugendjahren ein ausschweifendes, hedonistisches Leben, das sich in einer permanenten Steigerung der Genußsucht erschöpfte. Auf der Suche nach Halt und Orientierung in einer ihm allmählich fremd werdenden Welt entdeckte er die Politik: An die Stelle des Ich-Kults, an dem er seine bisherige Lebenshaltung orientiert hatte – *Le Culte du moi* lautet auch der französische Titel seiner autobiographisch angelehnten Romantrilogie –, stellte er den »Kult der Nation«. Barrès schloß sich der Bewegung des Generals Georges Boulanger, eines ehemaligen Kriegsministers und politischen Aktivisten, an und wurde zum wichtigen Stichwortgeber des französischen Nationalismus.

Bei dem italienischen Dichter und politischen Hasardeur Gabriele D'Annunzio, der noch 1910 – ganz Dandy – aufgrund von Geldschulden nach Frankreich floh, bereits im Ersten Weltkrieg aber zum begeisterten Soldaten wurde, blieb das Politische zumeist theatralisch. Seine Kunstrepublik Fiume, ein staatsrechtliches Anarcho-Gebilde, das er mit einer Handvoll Freischärlern quasi über Nacht errichtete, wurde zur politisch verklärten Literatur, zum politischen Freilichttheater: eine Abfolge von Akten, von Dialogen zwischen Darstellern, endlosen Zeremonien, Paraden und nächtlichen Feiern, durchtränkt von Fanfarenklängen und umhüllt von Fahnentüchern. Nach einer nur sechzehnmonatigen Herrschaft wurde D'Annunzio im Dezember 1920 von italienischen Truppen vertrieben, da er sich weigerte, die Unabhängigkeit Fiumes anzuerkennen. Der Rückzug aus der dalmatinischen Hafenstadt führte ihn ins »Vittoriale degli italiani« (»Siegesdenkmal der Italiener«), eine kunstvoll ausgestattete Prachtvilla am Gardasee, wo er seine ausschweifende und exzentrische Lebenshaltung fortführen konnte. Bekannt sind etwa seine Vorliebe für edle Anzüge, von denen er sich gleich mehrere Dutzend anfertigen ließ, und sein promiskuitives Sexualverhalten. Legendär ist aber vor allem jener Vorfall auf dem Gardasee, bei dem der Exzentriker auf einem Kanonenboot die Kriegsflagge hißte und das Haus eines Nachbarn bombardierte, da ihm der neue rosa Fassadenanstrich nicht gefiel. Das Verhältnis zwischen D'Annunzio und dem italienischen Faschismus, insbesondere Mussolini, war stets ein angespanntes. Zwar ehrte ihn das faschistische Regime für seine literarischen und seine Theaterwerke – nicht jedoch für seinen politischen Versuch in Fiume. D'Annunzio betonte hingegen, das Beste am Faschismus stamme von ihm: nämlich die Ästhetik; die Doktrin des Faschismus sei ihm fremd.

Der Dichterstefan George, der übrigens auch einige von D'Annunzios Gedichten ins Deutsche übersetzt hat, griff dagegen niemals in das politische Geschehen ein. Seine Vorstellungen eines »neuen Reichs« begründeten nicht direkt ein politisches Modell. Aber über den Kreis des Hitler-Attentäters Stauffenberg strahlten seine Schriften über eine hierarchische Gesellschaftsordnung in ein visionäres Programm aus und erschöpften sich nicht im Geistigen und Ästhetischen: Sie legten vielmehr die Grundlage einer Haltung, die Stauffenberg erst zur symbolischen Tat befähigte. Wie sehr sich George zugleich von den Gepflogenheiten der Außenwelt entfernte, mag man etwa daran ermessen, daß er es bevorzugte, auch ohne gesellschaftlichen Anlaß in Gehrock und Zylinder aufzutreten und seine Verse in einem langen, priesterlichen Gewand vorlas.

Bei Ernst Jünger blieben das Dandyhafte, aber auch das Politische nur Etappen. Sie kreuzten sich in den frühen vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als Jünger, zum Hauptmann befördert und zur Wehrmacht eingezogen, im besetzten Paris stationiert wurde. Sein Interesse galt dort vor allem dem kulturellen Reichtum der Stadt. Er verkehrte in Salons, nahm an *soirées* teil, durchstriefte Galerien, Museen, Parks und Antiquariate, er traf Picasso und George Braque, Henry Montherlant und Jean Cocteau sowie zahlreiche weitere französische Künstler und Schriftsteller und er frönte dem außerehelichen Liebesleben. Dabei gelang es ihm, dieses Schwelgen im Schönen mit dem Krieg in einen Zusammenhang zu bringen und ethische Maßstäbe daraus abzuleiten. Die im Sinne einer »Ästhe-

»Der Schönheitscharakter des Dandys besteht vor allem in der kühlen Miene und Haltung, in der sich der unerschütterliche Vorsatz ausspricht, sich nicht bewegen zu lassen; das wirkt wie ein verborgenes Feuer, das man ahnt und das strahlen könnte, aber nicht will.«

Charles Baudelaire:
Der Dandy, 1868



D'Annunzio,
Malaparte,
Kracht

tik des Schreckens« oft zitierte Szene eines Burgunder-Trunks über den Dächern des bombardierten Paris ist längst als vielschichtige, das Private mit dem Politischen, die Liebe mit dem Krieg verknüpfende Chiffre entschlüsselt worden. Aber natürlich bleibt Ernst Jünger bei alledem der kühle, distanzierte Zuschauer, der die brennende Stadt einem Blütenkelch vergleichen kann, »zu tödlicher Befruchtung überflogen«. Zur gleichen Zeit, als Jünger, der aus seiner Abneigung gegen den Nationalsozialismus kaum einen Hehl machte, in Paris stationiert war, warb der französische Schriftsteller, Faschist, Dandy und Antibourgeois Pierre Drieu la Rochelle offen für eine Kollaboration mit den Nationalsozialisten. Drieus Jugend war – ähnlich wie die Jünger – geprägt von der Erfahrung als Frontsoldat im Ersten Weltkrieg. Anders als Jünger, der seine Erlebnisse literarisch verarbeitete, versuchte Drieu, seinen Mangel an Ausnahmesituationen in der Zwischenkriegszeit zunächst als *décadent* mit sexuellen Abenteuern und rauschenden Nächten in Clubs und Salons zu stillen. Die Bekanntschaften zu mehreren wohlhabenden Frauen erlaubten ihm, ein mondänes, ausschweifendes Leben zu führen. Doch nicht nur seine Frauenbeziehungen blieben sprunghaft, auch seine politischen Ideale. Nach anfänglicher Sympathie für die Konservativen, anschließend für die Sozialisten, ergriff Drieu Mitte der dreißiger Jahren Partei für den französischen Faschismus. Nachdem er im September 1935 den Reichsparteitag in Deutschland besucht hatte, versperren ihm zeitweilig auch romantische Vorstellungen den Blick auf die nüchterne Realität des Nationalsozialismus. Drieu wurde – genau wie Louis-Ferdinand Céline und Robert Brasillach – zum aktiven Kollaborateur. Zunehmend desillusioniert, wünschte er im großen ideologischen Ringen noch vor dem endgültigen Zusammenbruch des NS-Regimes dem Kommunismus den Sieg. Diesen erlebte er nicht mehr: Am 16. März 1945 wählte Drieu den Freitod.

Ein anderer Dandy, der durch seine Sympathiebekundung für die französische Rechte auf sich aufmerksam machte, ist der Schauspieler Alain Delon. In seinen Filmrollen – die wohl bekannteste zeigt ihn als »Eiskalten Engel« im gleichnamigen Thriller aus dem Jahr 1976 – verkörperte er nicht selten gefühlskalte, aber elegante Kriminelle. Delon, der sich selbst als »Patriot« bezeichnet und auch privat großen Wert auf eine vornehme Garderobe legt, griff zwar niemals unmittelbar in das politische Tagesgeschäft ein, verteidigte aber mehrmals öffentlich den Politiker Jean-Marie Le Pen und dessen Front National und zeigte sich als großer Bewunderer Charles de Gaulles.

Einer der schillerndsten europäischen Politiker der letzten Jahrzehnte war der Rechtspopulist und dezidierte Dandy Pim Fortuyn. Seine emotional aufgeladenen Reden provozierten und begeisterten zugleich, sein Wahl-

antritt erschütterte die niederländische Parteienlandschaft, und sein Bild in der Öffentlichkeit war eine geschickte Selbstinszenierung: Mit Vorliebe ließ er sich zu seinen Auftritten medienwirksam in einer repräsentativen Limousine chauffieren und gerne ließ er sich – natürlich im stets makellos sitzenden Anzug inklusive Umschlagmanschetten und Einstecktuch – in der souveränen Pose eines Adligen porträtieren. Fortuyn war ein Lebemann, der weder im Hinblick auf seine Homosexualität besondere Zurückhaltung übte, noch Hemmungen hatte, seinen Wohlstand und seinen hedonistischen Lebensstil zu zelebrieren. Um so mehr überrascht es, daß der Großteil seiner Wähler aus dem sogenannten »einfachen Volk« stammte. Doch im Gegensatz zu den frühen Dandys verachtete Fortuyn die Masse nicht, sondern suchte den Kontakt zu ihr. Seine weitere politische Entwicklung muß indes Spekulation bleiben. Kurz vor den entscheidenden Parlamentswahlen im Mai 2002 fiel Fortuyn einem Attentat zum Opfer.

Auffallend ist die Affinität des Dandytums zur politischen Rechten; Anti-Egalitarismus, eine elitäre Haltung, die Verteidigung von Ästhetik, Tradition und Hierarchie, nicht zuletzt aber auch eine gewisse Nostalgie sind dabei oftmals die gemeinsamen Schnittpunkte und die Konstanten dandyistisch-rechter Politik. Das Verhältnis zur Linken ist hingegen weniger fruchtbar. Bereits Oscar Wildes spätes Liebäugeln mit dem Sozialismus ist mit Befremden aufgenommen worden; überhaupt wird die Bezeichnung »Dandy« auf der Linken eher abschätzig assoziiert: Hans Magnus Enzensberger, der bereits innerhalb der Gruppe 47 durch seine gepflegte Erscheinung und tadellose Kleidung auffiel, wurde, nachdem er 2003 den US-amerikanischen Angriff auf den Irak verteidigt hatte, als »Polit-Dandy« gescholten. Bernard-Henri Lévy, ein weiterer stilvoller Kontrast zu den sonstigen, gemeinhin blassen und fahlen 68er-Protagonisten, steht wegen seiner Vorliebe für Dior und seiner bis zur Brustmitte aufgeknöpften Hemden im Ruf, ein »Dandy-Philosoph« zu sein (übrigens wohnt Lévy im noblen Raphael, jenem Pariser Luxushotel am Arc de Triomphe, das bereits Ernst Jünger in den vierziger Jahren schätzte). Auch der DDR-Lyriker Peter Hacks mußte sich zeitweilig, als es zu Spannungen zwischen ihm und dem SED-Regime kam, aufgrund seiner dandyhaften Erscheinung von Parteifunktionären vorwerfen lassen, ein »aristokratischer« Dichter zu sein – im sozialistischen Staat wahrlich kein Kompliment.

Eine eigene politische Denkrichtung hat das Dandytum jedoch nicht etablieren können. Die Vorstellungen von geistiger Erhabenheit und sittlicher Strenge blieben meist ebenso diffus und in sich widersprüchlich wie die Vertreter des politisierenden Dandytums heterogen. Nicht selten diente die politische Bühne lediglich als Wirkungsmittel, als interessante Möglichkeit zur Selbstinszenierung. Das Dandytum als solches blieb dabei letztlich ein abstraktes Gerüst, es wurde weniger als politische Option, vielmehr als politischer Stil wahrgenommen. Der »Ausbruch von Heroismus«, um an Baudelaires berühmtes Diktum anzuknüpfen, erschöpfte sich in der äußerlichen Strenge, in der Geste, in der Verwendung ikonischer Versatzstücke historischer Vorbilder. Den Anspruch auf Rangordnung konnte der Dandy nur im Formellen verwirklichen. – Jedweder darüber hinausgehende politische Ansatz wäre aber ohnehin nichts weiter gewesen als ein Schwelgen in Melancholie: Als politisches Modell wäre die Idee einer »Neuen Aristokratie« mit der heutigen Massendemokratie weder vereinbar, noch würde sie in Zeiten herrschender Mittelmäßigkeit nennenswerten Anklang finden. Als Ausdruck betonten Stilbewußtseins hat das Dandytum dagegen auch in der Politik Akzente setzen können.

Neben den bereits genannten Gründen, daß diese Akzente zuvorderst auf der Rechten gesetzt wurden, muß jener besonders hervorgehoben werden, den Otto Mann als die aus seiner Zeit herausgelöste »Sonderexistenz« des Dandys charakterisierte: die Abwendung des Dandys von der Masse, die Arroganz des Andersseins, die Abweichung von der Norm. Dies wäre an sich nichts Besonderes; der Drang zum Individuellen ist gerade in der gegenwärtigen Zeit unstillbar, und jene, die sich durch Tätowierungen, schrille Kleidung und lautes Auftreten als »nonkonform« zu gebärden versuchen, zählen Heerscharen. Dabei bedienen solche Versuche nicht selten bloß uniforme Muster und erstarren in bekannten Konventionen. Indem sich der Dandy neben seinem markanten äußerlichen Erscheinungsbild politisch rechts positioniert, kann er sich seiner solitären Stellung jedoch tatsächlich gewiß sein.

»Der Dandy steht von Berufs wegen in der Opposition.«

Albert Camus:
Der Mensch in der Revolte, 1951

Literaturhinweise:

Ernst Jünger: *Strahlungen*, Tübingen 1949;

Otto Mann: *Der Dandy. Ein Kulturproblem der Moderne* (1925), zuletzt: Münster 2007;

Otto Mann: »Dandysmus als konservative Lebensform«, in: Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Hrsg.): *Konservatismus international*, Stuttgart 1973;

Günter Maschke: »Die schöne Geste des Untergangs«, in: ders.: *Das bewaffnete Wort*, Wien 1997;

Oliver Ritter: *Fiume oder der Tod*, Bliestorf 2004;

Tobias Wimbauer (Hrsg.): *Ernst Jünger in Paris: Ernst Jünger, Sophie Ravoux, die Burgunderszene und eine Hinrichtung*, Hagen 2011;

Karlheinz Weißmann: »Anarchismus von rechts. Ein Versuch«, in: ders.: *Alles, was recht(s) ist*, Graz 2000.

Rechte Typen

von Karlheinz Weißmann

Der Satz, daß Kleider Leute machen, hatte niemals nur den Sinn, daß die Güte von Kleidung unser Prestige erhöht, sondern auch den, daß an der Kleidung zu erkennen ist, wer jemand ist oder zu sein versucht oder zu sein vorgibt, das heißt, welches Selbstverständnis er hat und welchen Rang er anstrebt oder »bekleidet«. Über die Frage, wie die »Bekleidung« von (kirchlichen) Ämtern zu entscheiden sei – den Investiturstreit –, ist immerhin einer der massivsten inneren Konflikte der abendländischen Geschichte ausgebrochen. Die Kleidervorschriften in Kulturen, die damit einhergehenden Verbote für bestimmte altersbedingte, soziale oder biologische Gruppen, bestimmte Kleidung zu tragen, wie der Zwang für andere, bestimmte Kleidung anzulegen, gehören in denselben Zusammenhang. Die Einfachheit von Farbe oder Machart signalisierte in der Vergangenheit regelmäßig den Status am unteren Ende der Hierarchie, die Kompliziertheit oder Kostbarkeit den hohen Rang. Daß sich Mitglieder der europäischen Oberschicht am Tag bis zu achtmal umkleideten, war selbstverständlich nur mit Hilfe eines Heers von Diensthofen möglich und bedeutete einen immensen zeitlichen Aufwand, der nur bei Freistellung von anderer Tätigkeit denkbar war und bei Anerkennung der Tatsache, daß so das symbolische Kapital des Adels und (mit Abstrichen) des großen Bürgertums vermehrt wurde.

Mit alledem ist es seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts vorbei. Weltkriege und Wirtschaftskrisen und Steuerreformen haben die Reste dessen beseitigt, was es noch an alteuropäischer Kleiderordnung gab. Es wäre nun ein leichtes, der kulturkritischen Klage zuzustimmen, die in der Massengesellschaft nur mehr das Auftreten von Massenmenschen in Massenkleidung feststellt. Aber so einfach liegen die Dinge nicht. Das menschliche Bedürfnis nach Unterscheidung und Identität hat sich seit je im Optischen niedergeschlagen, und unsere Kleidung bleibt deshalb ein bevorzugter Ort symbolischer Repräsentation. Das kann man an der Zählbarkeit der »englischen Uniform« (Adolf Loos) – vom Trench bis zum Smoking – genauso ablesen wie an der Kontinuität bestimmter Tendenzen – etwa der Durchsetzung von Marine anstelle von Schwarz in der Herrenmode – oder den Bemühungen der Revolutionen, eigenen Machtzielen

vestimentär vorzuarbeiten – man nehme Otto Strassers Reformabendanzug ohne Binder. Damit dürfte hinreichend deutlich geworden sein, warum jede vitale Bewegung ihr Vorhandensein auch in einem oder mehreren Dresscodes zum Ausdruck bringt, daß ihre Anhänger sich im Stil ihrer Kleidung genauso wie in Haar- und Bartschnitt als etwas Besonderes zeigen. »Klamottensachen« (Baal Müller) sind keine Nebensachen, auch und gerade für die politische Rechte nicht. Es folgt deshalb eine knappe Bestandsaufnahme und Typologie:

I. GLATZEN oder englisch Skinheads bildeten seit den sechziger Jahren eine Bewegung aus den Reihen der englischen Arbeiterjugend, die ihre klassenbewußte Herkunft nie ganz abgestreift hat. Schon die Schur des Kopfes ist Teil eines »Schockerstils«, der auf Provokation ausgeht: der normal- oder langhaarigen mehr oder weniger bürgerlichen Mehrheit. Dasselbe gilt für die Hochwasserhosen, die Boots und Bomberjacken, auffällige Hosenträger oder Tätowierungen und selbstverständlich für die bevorzugten Musikgenres oder die Roheit des Tons und Verhaltens. Man hat immer wieder versucht, die eigentlich unpolitische Herkunft der Skinhead-Bewegung deutlich zu machen, aber deren Ursprung in der weißen Basis führte doch zwangsläufig zur Opposition gegen alle Mainstream- und linken Positionen, auch dann, wenn letztere sich subkulturell äußern und eine gewisse optische Ähnlichkeit aufweisen. Die Bewegung der Skins hat ihren Höhepunkt überschritten, erweist aber doch – im Zusammenhang mit den »Ultras« – ihre Zählebigkeit; im Osten der Republik gibt es jedenfalls Schulleitungen, die das Tragen von Springerstiefeln verbieten, zumal wenn sie mit weißen Bändern geschnürt sind.

II. UNIFORMIERTE Die politische Uniform ist durch die Entwicklung der zwanziger und dreißiger Jahre, das »Europa in Hemden« (Pol Vandromme), in Mißkredit geraten. Teilweise handelte es sich um einen Überhang aus der Kriegszeit, teilweise um die Aufnahme von Bräuchen, die sich in den Revolutionen des 19. Jahrhunderts gebildet hatten. Der in eine Systemkrise geratene Liberalismus reagierte darauf verspätet, aber immerhin doch so, daß sukzes-

*Skinheads in
London, ca. 1969*



sive alle verbliebenen Demokratien Uniformverbote für Parteien aussprachen und ihre Gegner so eines wichtigen Attraktors beraubten. Diese Regelungen wurden nach 1945 fortgeschrieben oder neu etabliert. Trotzdem konnten in der frühen Bundesrepublik Landesparteitage der FDP von der ziemlich martialisch auftretenden »Adlerjugend« geordnet werden und für die Landsmannschaften leistete die »Deutsche Jugend des Ostens« in Grauhemd mit Odalrune ähnliche Dienste. Damit ist es seit der großen Zivilisierung der sechziger Jahre natürlich vorbei, wenngleich das Bedürfnis nach uniformer Kleidung nie ganz verschwand, das ja nicht nur der Gruppe ein wesentlich eindrucksvolleres Gesamtbild ermöglicht, sondern auch dem Individuum durch die Einheitlichkeit das Selbstbewußtsein stärkt. Auf jeden Fall gibt es eine Fortsetzung im Bündischen mit mehr oder weniger nationalem Gehalt, und dann noch das Auftreten einer Variante, die der Einheitskleidung wieder etwas von ihrer Bedeutung als Kampfgewand zurückgeben will und die als dritte behandelt werden soll.

III. STREETFIGHTER Seitdem Joschka Fischer bekannt hat, daß damals, in seinen revolutionären Frankfurter Zeiten, die Führungscrew der »Putztruppe« Jünger las, ist klar, daß das Schwarz der Antifa nicht nur mit Anarchismus und finsterner Entschlossenheit zu tun hat, sondern irgendwie auch mit den Fasci di Combattimento des Exgenossen Mussolini, also den »Kampfbünden«. Daß der Habit der »Schwarzen Blöcke« – ganz in Schwarz mit Kapuzenpulli oder Sturmhaube, wenn es ernst wird – an solche Vorbilder der Gegenseite erinnert, hat ohne Zweifel die Rückkoppelung vereinfacht und erklärt weiter die Hysterie, mit der die Linke darauf reagierte, daß der Gegner in Gestalt diverser Kameradschaften nicht mehr am »Thor Steinar«-Label oder dem üblichen Dekor zu erkennen ist, sondern sich anarchistoid trägt und den eigenen Leuten zum Verwechseln ähnlich sieht, samt schwarzen und rot-schwarzen Fahnen.

IV. EXISTENTIALISTEN Was die schwarze Kleidung betrifft, so liegt eine Verwechslung des Straßenkämpfers ausgerechnet mit dem am wenigsten auf Aktivismus gestellten rechten Typus nahe. Denn der Existentialist betrachtet sich als etwas, das es nach üblicher Auffassung gar nicht geben sollte: als rechten Intellektuellen. Will er dabei auf Vorbilder rekurrieren, findet er sie in der eigenen Tradition nur schwer. Die Jungkonservativen oder Nationalrevolutionäre der Weimarer Zeit trugen sich nach heutigem Verständnis doch erstaunlich bieder (Ernst Niekisch immer nur in Anzügen von feinem englischen Tuch). Wer also nicht auf den George-Kreis zurückgreifen möchte, mit Stehkragen und wehendem Cape, oder anders priesterlich daherkommt, der muß nach Alternativen suchen. Das erklärt dann die Adaption eines Stils, den man wieder eher mit der Gegenseite verbindet: schwarzer Anzug oder schwarze Jacke mit entsprechender Hose, schwarzes Unter- oder Oberhemd. Wahrscheinlich nimmt man die Nähe zum Faschistenschwarz billigend in Kauf, während es doch eher um das Existentialistenschwarz geht, jene durch den Auftritt Audrey Hepburns in *Funny Face* unsterblich gemachte Mode der Tiefsinnigen, Welterklärer und Gottsucher, die so zeitlos scheint, daß man sie in Ermangelung von Alternativen immer wieder aufgreifen kann.

V. RETROS unterscheiden sich in bezug auf ihre Kleidung am deutlichsten von allen anderen hier genannten Gruppierungen. Lange sind die Zeiten vorbei, in denen der »Russenkittel« Baldur Springmanns Aufsehen erregte. Im Zeichen von Gothic, Reenactement und Mittelalterfesten hat sich schon die Zahl der Bezugsquellen sprunghaft vermehrt, bei denen man neben allen völkischen Accessoires (Runengürtel, Thorshammer an Halskette, Wolfsringe etc.) auch germanische oder keltische Beinlinge und Wämser erhalten kann. Allerdings ist der Übergang zu ganz unpolitischen Trägern solcher Kleidung genauso fließend wie der zu einer etwas bizarren, jedenfalls nicht alltagstauglichen Form von Verkleidung.



dj.1.11, Langeoog, Sommer 1933

VI. TRADITIONALISTEN gibt es in zwei Varianten: »derbsohlig« (Ernst von Salomon) oder »lässig«. In der ersten Gruppe findet man alle diejenigen, die eine natürliche Abneigung gegen Schuhe mit Ledersohlen haben, die immer ein bißchen so wirken, als ob sie vom Feld kämen oder dorthin rasch zurückkehren möchten, um nicht an end- und fruchtlosen Debatten teilzunehmen, während auf einen richtigen Mann richtige Arbeit wartet. Es gibt hier einen ausgeprägten Widerwillen gegen Krawattenzwang und starke Affinitäten zum Uniformträger, wenngleich man sich, was die Einheitskleidung betrifft, auf den Janker beschränkt (selbst wer in Gegenden zu Hause ist, wo der eigentlich keine Tradition hat). Ursprünglich gab es in dieser Kategorie auch einen gewissen Hang zum Skurril-Wandervogeligen (also Baret und Kniebundhose), der aber im Lauf der Zeit völlig zurücktrat. Geblieben ist die Spannweite innerhalb dieser Kategorie. Denn die zweite Gruppe der Traditionalisten erscheint wesentlich konventioneller, näher am Allgemein-Akzeptierten in seiner konservativen Variante. Sie hat eine ausgeprägte Neigung zu »tweeds and wools«, heißt: einer gediegenen, durch ihre Güte ausgezeichneten Kleidung in »Nichtfarben« (helles und dunkles Blau, helles und dunkles Schwarz, helles und dunkles Beige, dunkles Grün).

VII. UNAUFFÄLLIGE haben viel gemeinsam mit dem Traditionalisten zweiter Ordnung, wollen aber optisch und überhaupt die Zuordenbarkeit zum rechten Lager vermeiden. Hierher gehören etwa Akademiker, die sich so kleiden, wie das an den normgebenden Fakultäten – den juristischen etwa – seit den achtziger Jahren üblich wurde: Button-down-Hemd, Bleu oder Oxfordstreifen (keine Flipflops!). Und man profitiert am deutlichsten von jenem Prozeß infolge der Thatcher-/Reagan-/Kohl-Jahre, die eine Phase der Entwicklung einleiteten, in der man endlich den widerwärtigen Einheitslook der Siebziger hinter sich lassen konnte, als alle Welt, quer durch sämtliche Schichten, dieselben geschmack-

losen Sachen und Frisuren trug, und das Bedürfnis nach Distinktion zurückkehrte. Ein typisches Beispiel ist der CDU-Generalsekretär Hermann Gröhe, der es weiland als Modernisierer der Jungen Union dahin brachte, daß der Lambswool-Pullover anstelle des Sakkos akzeptabel wurde. Man sieht daran auch, daß der Unauffällige im allgemeinen nur »gefühlskonservativ« ist, ohne echte politische, heißt: ideologische, Ambition, und sich seine atlantische Normalorientierung darin äußert, daß er keine Vorbehalte gegen »die Hosen des Feindes« (Kubitschek dixit) hat.

VIII. AVANTGARDISTEN sind eigentlich kein Typus. Das gehört zum Wesen der Vorhut. Aber es sei darauf hingewiesen, daß seit dem Beginn des Jahrtausends bei neurechten Veranstaltungen immer wieder junge Männer auftreten, die in einer für diese Kreise eher irritierenden Weise modebewußt sind. Das kann dandyhaft wirken (womit aber auch an eine Überlieferung des Lagers angeschlossen würde), also etwas überfeinert oder affektiert, aber auch irritierend durch das postmoderne Spiel mit Motiven, selbst den geächteten. Ein klares Bild gibt es hier nicht, was kaum anders zu erwarten ist, angesichts der Tatsache, daß die Avantgarde stets auf das vorauszugreifen sucht, was noch nicht ist.

Nachbemerkung: Es dürfte aufgefallen sein, daß bei den Vertretern der verschiedenen Stile praktisch immer nur Männer genannt wurden. Das hängt mit dem signifikanten Überhang dieser Gruppe in der im weitesten Sinn rechten Szene zusammen. Allerdings sei darauf hingewiesen, daß es unter den Retros und Traditionalisten eine abgrenzbare weibliche Variante gibt (grundsätzlich nur in Kleid oder Rock, trachtenartig, vielleicht mit Schnecke oder Haarkranz oder Dutt, ungeschminkt, »natural style«), und auch unter den Unauffälligen (»girls in pearls« etwa), während die konservative Femme fatale als Sonderfall gewertet werden muß, die keiner Einordnung zugänglich ist.

Typen am Grunde der Moldau

von Manfred Kleine-Hartlage

Daß linke Intellektuelle zur Rechten konvertieren, war in der Vergangenheit ein zwar geläufiges, aber kein alltägliches Phänomen und eher die herausragende Ausnahme – man denke an Günter Maschke, Hans-Dietrich Sander oder auch Horst Mahler und Bernd Rabehl. Man erkennt die KONVERTITEN mehr am geistigen als am physischen Habitus, an der Häufung von Worten wie »Kritik«, »Dialektik«, »Widerstand«, an der Selbstverständlichkeit, mit der sie – oft zustimmend – Marx und Lenin zitieren, und daran, daß sie überhaupt nicht staatstragend sind – womit nicht nur die Extremisten unter ihnen bei in der Wolle gefärbten Konservativen nicht selten ein irritiertes Stirnrunzeln ernten.

Die Distanz irgendeines Linken zu den Herrschenden könnte nicht größer sein – und ist doch oftmals geringer als die der rechten Ex-Linken. Der Verfasser, der sich selbst diesem Typus zurechnet, hat überhaupt erst als Rechter zu jener Fundamentalkritik gefunden, die das westliche Herrschaftssystem verdient, die einem Linken aber schon deshalb verwehrt ist, weil dieses System sich auf dieselben utopischen Ideale beruft wie er selbst. Linke Kritik sieht im Gedanken der Emanzipation – was auch immer jeweils konkret damit gemeint sein mag – eine gute Idee, deren Verwirklichung vom bestehenden System aber behindert werde; rechte Kritik sieht in ihm eine schlechte Idee. Der Linke ist systemkritisch, weil die gegebene Herrschaft der Verwirklichung der Utopie im Weg stehe, der rechte Ex-Linke aus dem entgegengesetzten Grund. Es ist nur folgerichtig, daß die Linke um so regierungsfreudiger wird, je deutlicher die Herrschaft selbst utopischen Wahnideen hinterherläuft; Opposition, die mehr ist als nur regressives Scheinrebellentum nach Art der Piratenpartei, kann heute nur von rechts kommen.

Neben diesem ex-linken Rechtsintellektuellen macht sich zunehmend noch ein anderer Typus des Konvertiten bemerkbar, der des DESILLUSIONIERTEN GUTMENSCHEN. Er arbeitet häufig in typisch linken Bereichen, als Sozialpädagoge, wissenschaftlicher Mitarbeiter an so-

zial- oder kulturwissenschaftlichen Fachbereichen, in Schulen, Kirchen und Gewerkschaften, kurz: in der Sozial-, Integrations- und Ideologieindustrie. Er wird dort zwangsläufig mit Realitäten konfrontiert, die in krassem Gegensatz zu allem stehen, was er für wahr gehalten hat und bei Strafe des beruflichen Ruins auch weiterhin öffentlich vertreten muß – was der Grund dafür ist, daß dieser Typus in der Öffentlichkeit wenig von sich reden macht, und daß seine Existenz Eingeweihten bekannt ist, nicht aber der Antifa.

Besonders häufig sind Exemplare dieser Gattung in der islamkritischen Szene anzutreffen, und zwar in allen Phasen der Konversion: als Rechtsliberale, die dem Islam bloß dessen offenkundige politische Unkorrektheit ankreiden; als Anhänger eines konservativen Christentums; als Verteidiger des Abendlandes; auch harte Nationalisten finden sich unter ihnen, wenn auch nur vereinzelt.

Solche Menschen haben sich meist die angenehmen persönlichen Umgangsformen ihres linksliberalen Herkunftsmilieus bewahrt, dessen ideologische Borniertheit aber abgestreift, und zeichnen sich durch eine erfrischende Offenheit aus: Sie haben gelernt, Denkschablonen zu mißtrauen.

Man erkennt solche Rechten gewissermaßen daran, daß man sie nicht erkennen kann. Ihr Habitus hat sich im Vergleich zu früheren Lebensphasen kaum geändert, und jemand, der aussieht wie ein grünwählender GEW-Lehrer, kann in Wahrheit durchaus ein Rechter sein. Be-lustigend, die irritierten Blicke zu sehen, wenn ein solcher Mensch im Kreuzberger Café statt der erwarteten *taz* die *Junge Freiheit* aufschlägt, oder wenn gar eine Protestantin, die jedem Kirchentag zur Zierde gereichen würde, zustimmend Carl Schmitt zitiert.

Ja, es ist nur eine Minderheit. Aber der Realitätsdruck, der sie dazu gebracht hat, wirkt auch auf alle anderen, die in diesem Milieu tätig sind, und rüttelt an ihren Überzeugungen. An der Oberfläche sind solche Veränderungen nicht sichtbar, aber am Grunde der Moldau wandern die Steine.



Manfred Kleine-Hartlage – ein Konvertit und sein Aussteigerbericht

Italienischer Stil oder Ein Sommertag unter Faschisten

von Hugo Hermans

Die Hitzewelle, die Rom über Wochen lähmte, soll zwar abgeebbt sein, doch die Temperaturen am Morgen des letzten Augusttages sind bereits drückend. Es ist neun Uhr, als sich der Bürgersteig vor dem CasaPound in der Via Napoleone III., fünf Fußminuten von der zentralen Bahnstation Termini entfernt, mehr und mehr zu füllen beginnt. Aus allen Richtungen strömen junge Männer und Frauen zusammen, am Ende werden es knapp 200 sein. Sie sind der harte Kern von CasaPound in diesem Stadtbezirk, die sogenannten Militanti, die mit der Bewegung nicht nur sympathisieren, sondern sich zu ihrer aktiven Unterstützung verpflichtet haben.

Ihrem Erscheinungsbild ist auf den ersten Blick nicht anzusehen, daß es sich hier um Faschisten handelt, die diesen Begriff ohne Scheu auch selbst für sich in Anspruch nehmen. Man könnte sie vielmehr für ganz gewöhnliche Studenten halten, an irgendeiner Universität, kurz vor Vorlesungsbeginn. Ihre Kleidung ist sommerlich leger, bunt und individuell. Auch wenn CasaPound sich mehr als nur spielerisch in der Tradition der faschistischen Squadre sieht, sind schwarze Hemden ebenso wie historische Symbole und Parolen eher verpönt und daher auch an diesem Morgen nicht zu sehen. Auf der Haut von so manchem prangt statt dessen jenes Schildkrötenemblem, das die hoch oben auf dem Haus flatternde Fahne ziert. Sofern die T-Shirts ein Bekenntnis zum Ausdruck bringen, zitieren sie zu meist Zetazeroalfa, jene Band, die die Inspiration für CasaPound gab und auch ihr organisatorischer Nukleus war.

Die jungen und gut gelaunten Leute vertreiben sich die Zeit des Wartens mit Gesprächen, manche trinken einen Espresso in einer von Chinesen betriebenen Bar in der unmittelbaren Nachbarschaft. Was sie an diesem Vormittag erwartet, wissen sie noch nicht. Sie sind bloß zusammengerufen worden und hatten diesem Appell Folge zu leisten. Es ist kurz nach zehn, als sich die Pforte des CasaPound öffnet und das Geheimnis gelüftet wird. Die Wartenden versammeln sich zwischen abgestellten Vespas in der Eingangshalle, an deren Wänden im Pop-Art-Stil die Namen mancher Leitfiguren der Bewegung aufgemalt sind. Einige waren zu vermuten, andere, wie etwa Jack Kerouac oder Ray Bradbury bis hin zu Comic-Helden, sind eher

verblüffend. Leicht erhöht auf einem Treppenabsatz gibt Simone, Vizepräsident von CasaPound und einer der politischen Köpfe der Bewegung, bekannt, was heute zu tun ist. Der Kohlebergbau auf Sardinien wird durch die asiatische Konkurrenz erdrückt, nun sollen die Subventionen, die sein Fortbestehen bislang ermöglichten, auslaufen. Arbeitsplätze sind bedroht, ein Kumpel hat sich soeben aus Protest vor laufenden Kameras den Arm aufgeschlitzt. Heute will die italienische Regierung mit der EU-Kommission an deren Vertretung in Rom über dieses Problem verhandeln. CasaPound wird sich dort mit einer unangemeldeten Blitzdemonstration zu Wort melden.

Zu Fuß machen sich die Aktivisten ins nahe gelegene Regierungsviertel auf. Der Weg führt an einer Station der Carabinieri vorbei, und man bleibt dort nicht unbemerkt. »Sie wissen nun, daß wir wieder unterwegs sind und können die Alarmierung auslösen«, bemerkt Sébastien, der für die wachsenden Auslandskontakte von CasaPound zuständig ist. »Aber sie kennen noch nicht unser Ziel.« Dieses ist bald erreicht. Als der Zug in die Via IV Novembre einbiegt, beschleunigen sich die Schritte. Die Tore der EU-Vertretung sind weit geöffnet, und die Demonstranten drängen, unbehelligt von den erstaunten Polizisten, hinein, um sich nach wenigen Minuten wieder draußen auf der Straße zu versammeln. Ein Transparent wird entrollt, auf dem die Solidarität mit den italienischen Bergarbeitern bekundet und die Forderung nach einer europäischen Autarkie erhoben wird. Einige Aktivisten schütten die in Plastiksäcken mitgebrachte Kohle auf die Straße. Mannschaftswagen der Polizei fahren auf, und ein Hubschrauber kreist über dem Schauplatz, als Simone bereits durch ein Megaphon seine Ansprache hält und junge Frauen Flugblätter an die Passanten verteilen. Kurz darauf trifft ein Kamerateam ein, und der Vizepräsident der EU-Kommission, Antonio Tajani, fährt vor. Er ist jovial und läßt sich auf eine freundliche Diskussion mit den Demonstranten ein. Vielleicht erinnert er sich in diesem Moment daran, daß auch er einmal, lange bevor er auf dem Ticket von Berlusconi's Forza Italia Karriere machte, selbst als rechter Militanter auf der Straße stand, als Mitglied einer monarchistischen Splitterpartei, die später mit dem neofaschistischen MSI zusammenging.

Das Plakat zur Demo –
CasaPound Seite an Seite mit den
sardinischen Kohle-Kumpels.

Über CasaPound schrieb Martin
Lichtmesz in Sezession 34
(Themenheft »Faschismus«, Februar
2010) eine ausführliche Reportage.



Kurz nachdem Tajani sich verabschiedet hat, ist die Aktion beendet. Das Transparent und die Fahnen werden eingerollt, das Gros der Teilnehmer zieht zurück zum CasaPound, um sich von dort aus zu zerstreuen. Die Organisatoren schneiden aus den Videoaufzeichnungen einen Clip, den sie ins Netz stellen und auf Facebook posten werden. Andere, unter ihnen Sébastien, verschlafen in einem Straßencafé, das von Militanten betrieben wird. Er ist hochzufrieden mit der Aktion. Öffentlichkeit wurde hergestellt. Wenn am nächsten Tag die örtlichen Zeitungen über die Verhandlungen zwischen Italien und der EU berichten, werden sie mit der Protestaktion von CasaPound aufmachen. Vor allem aber ist es zu keiner Konfrontation mit der Polizei gekommen. Man geht zwar einer Auseinandersetzung nicht aus dem Weg, wenn sie erforderlich ist, um sich im öffentlichen Raum zu behaupten. Man sucht sie aber nicht um ihrer selbst willen. Dies gilt auch für den Umgang mit Antifaschisten, die längst nicht mehr die Rolle des Meinungsführers spielen, aber immer noch groß an Zahl sind. Die Terrains sind informell abgesteckt, aber der Friede ist stets gefährdet. Im Frühjahr marschierten Antifaschisten sogar in der Via Napoleone III. auf. Sie wurden in die Flucht geschlagen.

In manchen Stadtbezirken Roms dominiert heute CasaPound das Bild. In besonderem Maße gilt dies für jenen, in dem das seit neun Jahren besetzte Haus selbst liegt. Man betreibt dort unter anderem einen Modeladen, eine Buchhandlung, einen Tattooshop, will sich nicht von der Gesellschaft isolieren, sondern Zug um Zug in dieser um sich greifen. Nur wenige Aktivisten leben im CasaPound selbst, die meisten Bewohner sind ganz gewöhnliche Familien, die mit der Bewegung sympathisieren. Der Respekt vor der Privatsphäre, betont Sébastien, werde groß geschrieben. Der Mief sozialer Zentren der Linken, in denen alle ständig zusammenhocken und

alles ausdiskutieren, widere an. Gleichwohl beschränkt sich CasaPound nicht auf politische Aktionen. Die Vielfalt von kulturellen Initiativen, sportlichen Neigungsgruppen, Bildungsangeboten und Sozialarbeit ist kaum zu überblicken.

»Am Anfang stand aber die Musik«, betont Domenico abends in der Osteria »Angelino«. In Gianluca, der das traditionsreiche Lokal mit klassischer römischer Küche heute betreibt, ist dies personifiziert. Der tätowierte Hüne ist nicht allein der Leadsänger von Zetazeroalfa, sondern zugleich Gründer, Präsident und Respektsperson von CasaPound. Würde man nicht um seine Bedeutung für die Bewegung, würde man diese aus seinem unpräzisen Auftreten nicht erschließen können.

Auch Domenico hat einst in einer Band gespielt, »Rock 'n' Roll« steht unverändert im Zentrum seines Lebensgefühls. Heute ist er der Strafverteidiger von CasaPound und nicht zuletzt Buchautor. Sein Szeneroman *Nessun Dolore* erschien in dem renommierten Verlag Rizzoli und machte Furore. Normalerweise ist das »Cutty Sark« der Anlaufpunkt für die Nachtschwärmer von CasaPound. Da der Pub, von dem es Ableger in Verona und Pescara gibt, derzeit renoviert wird, müssen sie ausweichen. Vielleicht ist deshalb auch Adriano heute im »Angelino« anzutreffen. Er hat in einem Buch die Motive und Positionen von CasaPound festgehalten. Einfach war dies nicht, da die Bewegung es sich, dem historischen Faschismus nicht unähnlich, zum Prinzip gemacht hat, ständig im Fluß zu sein und vermeintliche Widersprüche in sich zu vereinen und aufzuheben. Der Titel von Adrianos Buch ist programmatisch: *Riprendersi tutto* – sich alles zurücknehmen. Wie weit CasaPound damit kommen wird, mag in den Sternen stehen. Der Versuch allein scheint aber bereits alle Beteiligten zu elektrisieren – und ihnen großes Vergnügen zu bereiten.

Schöne Literatur

Daide Longo: *Der aufrechte Mann*. Roman, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2012. 478 S., 24,95 €

Leonardo benötigt vier Hiebe, um sich zu befreien: Mit dem ersten hackt er sich den Daumen ab, mit dem zweiten Zeige- und Mittelfinger, mit dem dritten und vierten die restlichen Finger und die verstümmelte Hand. Erst nach diesem vierten Hieb, beim Anblick solcher Härte gegen sich selbst, fällt der Peiniger Leonardos in Ohnmacht – der grausame, charismatische, rücksichtslose, selbsternannte Anführer einer marodierenden Horde Halbwüchsiger, denen er Beute, Drogen und Sex verspricht, solange sie in seiner Karawane mitziehen. Wie hat es so weit kommen können, daß sich Leonardo – der Intellektuelle, der erfolgreiche Schriftsteller, der Kopf- und Büchermensch – eine Hand abhacken muß, um sich, seine vergewaltigte Tochter und ein paar andere aus diesem Alptraum zu befreien? »Alles, was er bis zu diesem Zeitpunkt gedacht, getan, geschrieben und geliebt hatte, bedeutete ihm nichts mehr angesichts dieses klaren Wunsches, den Tod zu geben.« – Was hatte geschehen müssen, um in einem uneingeschränkt zivilisierten Mann einen solchen Paradigmenwechsel zu bewirken? Was brachte ihn schließlich zu der Erkenntnis, daß all die Bücher, die er gelesen, gesammelt hatte, verantwortlich seien »für das, was ich bin: ein unzulänglicher Mann«? Der 1971 geborene Italiener Davide Longo beantwortet solche Fragen nach der Wandlung seiner Hauptfigur nicht objektiv oder grundsätzlich, sondern dadurch, daß er die Handlung ins Äußerste treibt. Die Lage,



in der Leonardo als hilflos Leidender letztlich in den Vorhof der Hölle gerissen wird, bleibt unübersichtlich: ungenau, so oder anders deutbar sind die Zeichen, abgeschnitten vom Informationsstrom, mit eingeschränktem Sichtfeld muß sich Leonardo verhalten. Wir erfahren nicht, was es genau mit dem allgemeinen, rasanten Verfall der staatlichen Ordnung auf sich hat und welche Ursachen dahinterstecken. Wir erfahren, daß es Italien ist, das in eine irreparable, chaotische, anarchistische Krise taumelt, wir lesen vom Zusammenbruch des Rechtsstaats und seiner Institutionen, von der Reduzierung des Lebens auf Nahrungsbeschaffung, lesen von Selbstschutz und Bewaffnung, von Substrukturen und von der Angst, den Zeitpunkt für den Gang außer Landes zu verpassen. Die Banken zahlen das Ersparte nur noch in Häppchen aus, dann gar nicht mehr. Auf der Landstraße unterhalb des Dorfes kriecht eine Autokolonne Richtung Grenze, aber wer nachfragt, erfährt nur Indifferentes über die Motivlage der Reisenden: Ist das eine Massenflucht oder doch nur übertriebene Vorsicht, über die man lachen wird, wenn in ein paar Wochen dieselben Autos den Weg zurück nehmen? Leonardo macht, was ein Kopfmensch machen kann, wenn er vorübergehend nicht gebraucht wird: Er liest, schreibt, verbraucht seine Vorräte und kann sich – trotz aller Phantasie, die in seinen Romanen steckt – nichts anderes vorstellen, als daß dieser Zustand sich von einem Tag auf den anderen in Luft auflösen und die alte Ordnung wieder einkehren werde, jene Ordnung, in der er nicht den schlechtesten Platz einzunehmen gewohnt war. Danach sehnt sich Leonardo wohl zu-

rück, und doch ahnt er, daß es damit vorbei sei: »Eine neue Zeit begann, eine nackte Zeit, die Dauer verhiß und deren Schlüsselbegriff ›ohne‹ sein würde, wie der der vorangegangenen Epoche ›mit‹ gewesen war.« Hat Leonardo seine Tochter auf diese neue Zeit vorbereitet? Ist er selbst vorbereitet? Zweimal nein, zweimal zuviel Skrupel, Selbsthinterfragung, bürgerliche Welt und allgemeiner Schuldkomplex. Wer sich ein bißchen auskennt in der dystopischen Literatur, den schwarzen Zukunftsbeschreibungen, wird während der Lektüre überdeutliche Parallelen zu J. M. Coetzees Roman *Schande* (im Original *Disgrace*, 1999) feststellen können. Hier wie dort ist die Hauptperson Literaturprofessor, pflegte ein Verhältnis zu einer Studentin und trägt dadurch Verantwortung für den Verfall der Ordnung und Glaubwürdigkeit, wird Opfer brutaler Verbrecher und hat selbst eine Tochter, die zur Beute der neuen Herren wird. Bei Coetzee akzeptiert diese Tochter zuletzt die neuen Machtverhältnisse im Südafrika der Nach-Apartheid und sucht Schutz im Clan des Mannes, zu dessen Familie auch einer der Vergewaltigten gehört – ein eiskaltes, für Anhänger des Rechtsstaats und einer stolzen Lebensführung inakzeptables Ende. Davide Longo indes versaut seinen bis dahin prächtigen Roman, indem er ihn nicht dort enden läßt, wo er zu Ende hätte sein sollen: nach dem vierten, dem entscheidenden Hieb mit der Axt durch das Handgelenk. Statt dessen mündet die Handlung in erbärmlichen Kitsch, der uns den verstümmelten Leonardo als Geschichtenerzähler an einer Art »Küste der guten Menschen« präsentiert. Die Paukenschläge verklingen, nun setzen die Streicher ein: Die Tochter kommt nieder, der Schrebergarten ist angelegt, das Leben geht weiter. Schade.

Gotz Kubitschek

Herrin der »Mitte«

Gertrud Höhler: *Die Patin. Wie Angela Merkel Deutschland umbaut*, Zürich: Orell Füssli 2012. 295 S., 21,95 €

Zahlreiche Journalisten und politische Konkurrenten haben kritische Urteile über Regimentschaft und Politikstil Angela Merkels verfaßt. Nun wagt sich eine ans entschiedene Abkanzeln, die seit Jahrzehnten CDU-Mitglied ist und definitiv das Zeug hat, Tacheles zu reden: Gertrud Höhler, erfahrene wie eloquente Politik- und Wirtschaftsberaterin. Die 71jährige Literaturprofessorin hat Dutzende Bücher – gerade zu Führungsfragen – geschrieben (*Sezession* 29/2009), sie besticht durch klaren Blick und scharfe Zunge. Nun nimmt sie mit der Kanzlerin eine »Geister-« und »Testfahrerin« im »kreidegrauen Tarnanzug« unter die Lupe, die »unter Verzicht auf Bekenntnisse«, befreit vom »bleischweren Marschgepäck einer Traditionsparterie« immer »neue Produkte im Großlabor Deutschland« unter die Leute zu bringen sucht. Daß Merkel bindungslos agiert, in jeder Hinsicht sich indifferent äußert, durch moralisches Desinteresse und »Antipathos« auffällt, gereiche ihr zum Vorteil. *No commitment* – keine Bindung, keine Verpflichtung: auf diese Erfolgsformel bringt die gewohnt anglophile Autorin das Karrieremanagement der Durchregerenden. Anders als die Männer in ihrem Umfeld und die der zweiten Riege kannte Merkel nie Anhänglichkeiten und Loyalitäten. Das könnte daran liegen, daß sie als Frau männerbündlerischen Netzwerken im Sinne eines *do ut des*, dem »Zwiespalt zwischen Dankbarkeit und Feigheit« fernsteht, vor allem aber – nach Höhler –, daß sie eine »Systemfremde« ist, die wesentliche Qualitäten aus »Ander-«, also Ossiland mitgebracht hat. Höhler untersucht Merkels »wasserdichte Sprachbausteine«, ihr defizitäres, gleichsam fluchtartiges Sprechverhalten, ihr hölzernes Verständnis

in alle Richtungen bei gleichzeitiger Unerbittlichkeit in der Marschroute. Die ist bei aller Verschwimelung klar: Merkels Partei hat alle Themen mit klassisch rot-grünem Profil okkupiert und die Grenzen zwischen konservativ und sozialistisch verschwimmen lassen. Sei es die Schulreform, die Familienpolitik, die Mindestlohn-debatte, die »Aussetzung« des Wehrdienstes, die Gesundheitsreform oder die sogenannte Energiewende: Unter Merkel hat sich das Profil der CDU vollends aufgelöst. Ihr »werteloses Erfolgskonzept« hat sie dabei nie offensiv vorgetragen, sie trug es wie nebenbei mit sich. Insofern sei ihr Regierungshandeln als geräuschlos vonstatten gehendes Umbauprogramm zu werten. Ja, Gertrud Höhler trifft ins Schwarze. Nur: All das ist nichts Neues. Merkels *undercover*-Aufstieg von »Kohls Mädchen« zur machtbewußten Alphafrau, ihre Visionslosigkeit, ihren Linkskurs, ihre Härte gegen mögliche Kurskorrekturen – das alles haben längst andere nachgezeichnet und analysiert. Höhler liefert keinerlei neue Munition, sie erwähnt nicht Cora Stephans Philippika (*Angela Merkel. Ein Irrtum*) aus dem vergangenen Jahr (*Sezession* 41/2011), von Hinrich Rohbohs Spurensuche *Das System Merkel* ganz zu schweigen. Und wer hätte sich prägnanter zu Merkels Irrwegen geäußert als Thorsten Hinz in seinen zahlreichen *Junge Freiheit*-Artikeln? Höhler hingegen absolviert schier endlose Wiederholungsschleifen (Merkels Einknicken »nach Fukushima«, die Affäre Guttenberg), sie vollzieht parteiinterne Manöver langatmig unter Verweis auf diverse Zeitungs- und Netzkommentare nach. Zu Merkels Untaten zählt sie auch die deutsche Verweigerung des UN-Mandats gegen Libyen. Als Kronzeugen im Expertenrang gegen Merkel läßt sie sich vom Spekulanten George Soros und dem Links-

ausleger Jakob Augstein sekundieren. An letzterem stellt sie dessen Kritik an Merkels Sparsamkeit heraus. Konsum und Wachstum seien die Generalmotoren der Zukunft!

Der Registeranhang gibt die Sprachbilder der Autorin wieder, wir finden hier als eitle Lemmata sowohl »Faust in der Tasche« als auch »Faust aus der Tasche«. Vielsagender sind die Namen derjenigen, die in

Buch und Personenregister überhaupt nicht auftauchen. Man denke an Martin Hohmann, an Thilo Sarrazin, nicht zuletzt an den Papst. Das waren Fälle, wo die Kanzlerin nicht nur Weichen gestellt, sondern gleich ganze Bahnhöfe aus dem Streckenplan genom-

men hat! Von all dem: kein Wort, statt dessen langwieriges Rekapitulieren von Kaltstellungs- und Beförderungsvorgängen, die letztlich nur – um im Bild zu bleiben – Bahnwärter und Schaffner betrafen. Höhler klagt Merkels »Planwirtschaft der Werte« an, ein Höhlerscher Plan B (vielleicht mit Friedrich Merz oder Wolfgang Bosbach als Thronfolger?) wird nicht präsentiert. Eine dezidierte Ostdeutschland-Schelte, für die das Buch nun angegriffen wurde, findet sich nicht. Höhler legt nahe, daß Merkel von Eigenschaften profitiert habe, die sich DDR-Bürger als Überlebensstrategie zugelegt hatten. Ohne offenes Visier, in beobachtender Dekkung kam man unbeschadet davon.

Und wie ist es mit den Westbürgern und Parteikollegen, die bis heute Merkel ihr Vertrauen aussprechen? Höhler schreibt: »Das »Vorbild« einer Kanzlerin, die Wertbewußtsein situativ knackt, ermutigt ihre Umgebung und schließlich die Bürger, der Chefin nachzueifern.« Heißt: ein politisches System kann wie eine ansteckende Krankheit wirken. Daß das System Merkel heißt, sagt die Autorin. Andere nennen es Demokratie.

Wiggo Mann



Herr der Mitte

Benjamin Hasselhorn: *Politische Theologie Wilhelms II.*, Berlin: Duncker & Humblot 2012. 343 S., 68 €

In den letzten Jahren sind zahlreiche Arbeiten erschienen, die sich um ein gerechteres Bild des letzten deutschen Kaisers verdient gemacht haben. Die wichtigste davon dürfte von Christopher Clark stammen, der als angelsächsischer Historiker auf deutsche Schuldkomplexe keine Rücksicht zu nehmen brauchte. Hasselhorn stellt sich bewußt in diese Reihe um Objektivität bemühter Arbeiten. Dabei geht es nicht nur um Quellennähe, sondern vor allem um die richtige Kontextualisierung. Dazu bietet das Thema der vorliegenden Dissertation eine besondere Herausforderung. Viele Bezugnahmen Wilhelms auf die Theologie dienen heute als Beweis seiner Rückständigkeit, die zwangsläufig in die Barbarei führen mußte. Aufgrund der umfassenden Anschuldigungen gegen Wilhelm II. wirkt seine Bezugnahme auf den christlichen Glauben wie Heuchelei.

Daß eine Untersuchung dieses Feldes lohnende Erkenntnisse bringen kann, zeigt die Arbeit Hasselhorns. Dabei könnte die Überschrift »Politische Theologie« zu Mißverständnissen führen. In einer knappen Einleitung grenzt sich Hasselhorn gegen Begriffsdeutungen ab, die Wilhelms Theologie zum Erfüllungsgehilfen seiner Politik abwerten wollen. Er will die Politische Theologie als religiöse Legitimationsgrundlage eines politischen Gemeinwesens verstanden wissen, ohne die es nicht auf Dauer existieren kann. Für Wilhelm, preußischer König von Gottes Gnaden, stand das fraglos fest. Um Wilhelms Haltung verständlich zu machen, wendet sich Hasselhorn zunächst den »politisch-theologischen Prägungen« zu. Da Wilhelm nie Theologie studiert hatte, sind

diese Prägungen äußerst unterschiedlich. Entscheidend für die Herausbildung einer politischen Theologie scheint Wilhelms Stellung zwischen Bismarck und dem Gründer der Stadtmission, Adolf Stoecker, gewesen zu sein. Wilhelm hatte sich das Ziel Stoekers, mit Hilfe des christlichen Glaubens Anarchismus und Sozialdemokratie unter den Arbeitern zu bekämpfen, zu eigen gemacht (ohne daß er dem orthodoxen Protestanten Stoecker gefolgt wäre) und mußte sich dafür von Bismarck tadeln lassen. Dieser sah den überparteilichen Standpunkt des zukünftigen Monarchen in Gefahr und hielt wenig von der Vermischung von Religion und Politik. Daß sich Wilhelm dieser Argumentation nicht anschloß, zeigt, daß sein Verständnis von Politischer Theologie schon vor seiner Thronbesteigung gefestigt war. Er sah zwischen beiden Sphären keinen Widerspruch, sondern hielt sie für zwei Seiten derselben Medaille.

Der Hauptteil der Arbeit wendet sich dem herrscherlichen Selbstverständnis Wilhelms, seinen theologischen Äußerungen während seiner Regierungszeit und seiner Schwäche für politische Mythen zu. Den Abschluß bilden Krieg und Exil, die für die Politische Theologie Wilhelms eine ganz besondere Herausforderung darstellten. Daß Wilhelm 26 Jahre in Frieden regieren konnte, ist sicherlich kein Zufall, sondern auch der Tatsache geschuldet, daß er sich als »Herr der Mitte« in der Reichstradition sah, in der der Kaiser für den Ausgleich der politischen Interessen sorgte. Innenpolitisch verstand sich Wilhelm als »sozialer Monarch«, der sich allen Schichten und Klassen gegenüber verpflichtet fühlte. Bedingung war in beiden Fällen, daß die Parteien nicht nur seine herausgehobene Stellung, sondern auch sein Gottesgnadentum anerkannten. Von Beginn an

versuchte Wilhelm, Auflösungstendenzen entgegenzutreten, indem er auf den politischen Mythos setzte. Ob es um die Durchsetzung der Bezeichnung Wilhelm der Große für seinen Großvater oder die Reichstradition ging, immer dienten diese Bemühungen dem Ziel, Verbindlichkeiten zu schaffen in einer Zeit, die diese rasend schnell beseitigte. Wilhelm zeigt sich auch hier als Kind seiner Zeit, die von einer »vagierenden Religiosität« (Nipperdey) geprägt war, die sich in den überkommenden Formen nicht wiederfand. Wilhelms Eklektizismus, wie er insbesondere im Zusammenhang von Nordischem Mythos und Christentum zum Tragen kommt, ist insofern keine Besonderheit. Was Hasselhorns Arbeit deutlich macht, ist, daß Wilhelm niemand war, der den Glauben als Vorwand benutzte, um dem Glauben entgegengesetzte Dinge zu fördern. Er selbst war ein gläubiger Mensch. Dabei war sein religiöses Verständnis nicht naiv. Wilhelm hat es sich damit nicht einfach gemacht und über Glaubensfragen viele Dispute geführt, mit Theologen und anderen. Daß Wilhelm mit dieser Haltung innerhalb der europäischen Politik als Anachronismus erscheinen mußte, liegt nahe. Seine Beliebtheit zeigt jedoch, daß er Ausdruck einer Sehnsucht war, die sich vor 1914 zum letztenmal Hoffnung auf Erfüllung machen konnte: die Sehnsucht nach einer Zeit, »als sich alle einer Mitte neigten« (Benn).

Erik Lehnert

Krieg, ein weites Feld

Marita Scholz: *Heimatfront. Mein Leben mit einem Kriegsheimkehrer*, Freiburg i.Br.: Herder 2012. 260 S., 19,99 €

Daß der Krieg nicht nur da ist, wo es knallt und raucht, wurde spätestens mit der Debatte um den Umgang mit den Einsatzveteranen der Bundeswehr einer breiteren Öffentlichkeit bewußt gemacht. Wie die Folgen des Krieges auch



mitten in Deutschland Soldatenfamilien belasten können, will Marita Scholz in ihrem Buch darstellen.

Die Erzählerin berichtet, wie sie als erfolgreiche Ruderin Sportsoldatin wird und sich während der Grundausbildung in ihren Ausbilder verliebt. Nicht ganz unkompliziert schlittert sie in eine Fernbeziehung, später Familiengründung und Ehe. Von Beginn an erfährt der Leser das Verhalten ihres späteren Mannes als abnormal: Extremes Mißtrauen und Eifersucht, ein paranoides Sicherheitsbedürfnis und ein allgemeiner Mangel an Selbstwertgefühl und Kommunikationsfähigkeit machen ihn für seine Partnerin fast unberechenbar, für den Familienalltag unbrauchbar. Episodisch erzählt Marita Scholz von den Mühen, die ihr kranker Mann ihrem täglichen Leben aufzwingt, von dessen stets drohender Gewalttätigkeit und ihren Auseinandersetzungen mit Bundeswehr und Zivilbehörden.

Man muß Marita Scholz nicht der Lüge bezichtigen, um fehlende Authentizität als die große Schwäche dieses Buches zu erkennen. Das Buch ist das Ergebnis einer Selbsttherapie. Scholz erzählt sich darin selbst, wie sie ihre kommunikationsarme, etwas verkrachte Beziehung sehen will, sie rechtfertigt, sucht Erklärungen und Zusammenhänge. Einer dieser Zusammenhänge ist die Bundeswehr, die dem Leser hier jedoch nicht mehr als einen klischeereich aufgepeppten Kostümfundus fürs innere Auge bieten kann. Denn da Scholz ihren Mann nicht gesund kennt, bleibt im Vagen, ob sein Verhalten irgendwas mit seinen tatsächlichen oder angeblichen Einsätzen zu tun hatte. Dazu kommt, was längst prägendes Kennzeichen für das neuartige literarische Genre der Bundeswehr-Groteske geworden ist: die behauptete Superspezialsoldatengeheimhaltungspflicht. Dieses Instrument ermöglicht den textlichen Einbau möglichst vieler Leichen bei möglichst geringer externer Überprüfbarkeit.

Das romantische Klischee des Kriegers mit harter Schale und weichem Kern, angereichert mit spekulativen Andeutungen semiskandalöser Abenteuer geschichten und Küchenpsychologie, verpackt in eine Liebesgeschichte – diesen Aufzug hätte die Geschichte von Marita Scholz gar nicht nötig gehabt. Die Erklärung dafür findet sich erst im Nachwort: Marita Scholz ist gar nicht die Autorin des Buches. Sie hat nur ihre Erlebnisse erzählt, den Text (als »Ich-Erzählerin«!) schrieb dann die Journalistin Stephanie Schiller. Was als therapeutisches Erzählen begann, wurde so ein Buch, dessen Anspruch über seinem Potential liegt.

Felix Springer

Von Gender Mainstreaming zur »Artgerechtigkeit«

Gisela Erler: *Schluß mit der Umerziehung! Vom artgerechten Umgang mit den Geschlechtern. Wie Frauen in Unternehmen endlich aufsteigen und Jungen in der Schule nicht weiter abstürzen*, München: Heyne 2012. 384 S., 17,99 €

Kann man sich dieser Lektüre unvoreingenommen widmen? Nein. Uns hält zunächst der Titel auf: fett, reißerisch; ein knalliger Untertitel jagt den nächsten. Dann: die Autorin, Gisela Erler, Tochter des NS-Widerständlers und SPD-Politikers Fritz Erler. Sie ist eine in der Wolle gefärbte Linke, die einst den einschlägigen Trikont-Verlag (»Mao-Bibel«) mitgründete. Letzte Hürde: das gleichsam staatstragende, verwaschen argumentierende Vorwort. Frau Erler verfaßte es, als Winfried Kretschmann sie gerade als Staatsrätin (»für Zivilgesellschaft und Bürgerbeteiligung«) in die Landesregierung berufen hatte.

Nach Bewältigung dieser Stolpersteine geht's zur Sache, zur Geschlechterpolitik im Kinderzimmer, in der Schule, in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik. Lernen Mädchen, arbeiten und führen Frauen anders als Knaben und Männer – oder sind das nur Erziehungsfragen,

Weichenstellungen, gar Gerüchte?

Zu Gender Mainstreaming, zu geschlechtsbezogenen Rollenbildern, zu Frauenquoten und verwandten Modethemen kann man bekanntlich verschiedener Meinung sein. Frau Erler hat solchen – oft ideologischen – Einstellungen eines voraus, was man nicht hoch genug schätzen kann: Erfahrung. Nicht nur als Mutter, als themabezogene Wissenschaftlerin und politische Akteurin, sondern vor allem als Gründerin und langjährige Führerin eines erfolgreichen Unternehmens, das über 1600 Mitarbeiter – fast ausschließlich Frauen – beschäftigt. Sprich: Sie weiß aus erster Hand, wie Frauen »ticken«, daß sie anders zu motivieren, fördern und anzuleiten sind als Männer. Dieser Erfahrungsschatz hat die Autorin weder dazu verleitet, despektierlich über das empfindliche Pflänzchen Frau zu reden noch eine vorgeblich hocheffektive »Frauenpower« in Gold zu gießen. Sie sieht, um beim Wortspiel zu bleiben, die berufstätige Frau an als »Goldreserve, die es zu heben gilt«. Ja, Frauen können, wenn sie wollen. Sollen sie unbedingt? Frau Erler benennt umsichtig die vielfältigen Schattenseiten der fortgeschrittenen weiblichen Karriereoffensive. Daß sie von einem grundsätzlichen geschlechtsspezifischen Unterschied ausgeht, haben bereits ihre frühen – links höchst umstrittenen – Veröffentlichungen (*Für eine Politik des Unterschieds*, 1985; *Das Müttermanifest*, 1987) gezeigt. Nun kommen Führungserfahrung und profunde Kenntnis aktueller Literatur hinzu. Die Autorin weiß, daß Frauen (natürlich: im großen Schnitt!) flache Hierarchien schätzen und sich ungern in Rangordnungen fügen, sie weiß um die Furcht vor exponierten Stellungen und vor Wettbewerbsbedingungen ebenso wie um den »Benachteiligungsargwohn«; daß es zwecklos ist, weibliche Professionalität ohne Beziehungsdimension, also »persönlichen Humus« zu gestalten. Sie kennt das berühmte »negative weibliche Erinnerungsvermögen«,

die Abneigung gegen einen offenen, konfrontativen Konfliktstil, die Neigung, in »teams« hinter Männer zurückzutreten; ein automatischer Subordinationsmechanismus, der von den Herren weder eingefordert noch überhaupt bemerkt wird. Hinzu kommt: »Normale« Männer unterscheiden sich in ihren Eigenschaften allenfalls im Ausmaß von ihren Geschlechtsgegensätzen in Führungspositionen. Die Auswahl von Frauen für Chefessel hingegen beschränkt sich auf ein enges Spektrum solcher Persönlichkeiten, die mit der männlichen, agonalen Kultur kompatibel sind. Die rigorose, dominante, gelegentlich laute Frau jedoch erfährt bei beiden Geschlechtern Ablehnung und Sympathieverlust. Sie gilt als hart und männlich und stößt damit auf emotionale Irritationen. Der Vision einer effektiven Hybridkultur, sprich gemischtgeschlechtlichen Arbeitsgruppen, begegnet Frau Erler darum mit Skepsis. Daß die kluge Autorin dergleichen nüchtern konstatiert, anstatt es zu beklagen, macht ihr Buch um so lesenswerter. Mitnichten ein Erziehungsratgeber, aber: eminent lesenswert!

Ellen Kositzka

Dichter ohne Adressat

Heinz Schlaffer: *Geistersprache. Zweck und Mittel der Lyrik*, München: Carl Hanser Verlag 2012. 208 S., 18,90 €

Moderne Lyrik beansprucht für sich oft das Alleinstellungsmerkmal, mit sämtlichen Traditionen gebrochen zu haben: kein Reim, kein Metrum, elitär-rätselhafter Inhalt. Alles ist Ausdruck innerster Befindlichkeiten des Dichters. Der klassisch geschulte Leser fühlt sich nicht angesprochen, da er diese Privatsprache nicht versteht, welche Grammatik und Ausdruck in Frage stellt und aus unergründlichen Impulsen heraus Worte aneinander reiht,

die keinen Sinn ergeben. Der verprellte Lyrikkenner verweist dann auf Goethe – das sei noch echte Lyrik, das andere hingegen moderner Mumpitz! Der emeritierte Stuttgarter Literaturprofessor Heinz Schlaffer



erklärt in erfrischend leichter Sprache, warum beides falsch ist: Auch Lyrik, die sich aller traditioneller Bindungen entledigt wähnt, kann nur als solche überhaupt erkannt werden, weil sie sich einreihet in eine große lyrische Tradition. Goethe steht

dort nicht am Anfang, sondern eher im letzten Drittel. Anfangs waren Gedichte Geister- und Göttersprache, mit deren Hilfe sich die Dichter an Übermenschliches wandten. Die archaische Lyrik war zweckgebunden und erfüllte anrufende, lobende oder klagende Funktionen. Der ursprüngliche Zweck der Lyrik hat sich erledigt, denn selbst bei Goethe entstanden Gedichte schon nicht mehr, um Götter anzurufen. Die Adressatenstelle ist heute verwaist und frei für alles mögliche. Interessant sind besonders Naturgedichte: Hier zeigt Schlaffer die Verwandtschaft von Lyrik und Zauberspruch. Die Einheit von »Ich« und Natur setzt ein Weltbild voraus, in dem die Natur von Geistern bevölkert ist, die auf lyrische Sprache reagieren. Daran glaubt schon lange keiner mehr, doch auch der moderne Dichter muß die Tradition zitieren, sonst funktioniert sein Gedicht nicht. Auf wirkliche Magie kann er nicht mehr hoffen, wohl aber darauf, daß das Gedicht als solches erkannt wird. Und genau darum geht es im modernen Gedicht, für das Valéry's Ausspruch gilt: »Die Kunst verwandelt die Mittel und macht sie zu einem Zweck.« Mit Schlaffer ließe sich sagen: Als die Lyrik ihren Zweck verlor, machte sie ihre Mittel zum Zweck. Das moderne Gedicht sucht seine Wirkung zwar weniger in Melodie und Rhythmus und mehr in der Wortbedeutung. Doch es

muß Kriterien geben, die ein Gedicht als solches erkennbar machen. Fehlen diese, macht sich der Leser beunruhigt auf die Suche danach – schlimmstenfalls mit der Frage, was denn der Dichter damit sagen will. Heinz Schlaffer identifiziert diese Kriterien. Wie schon in seinem Werk *Das entfesselte Wort. Nietzsches Stil und seine Folgen* (2007) trifft er mit jedem Satz den Kern und schafft auf engstem Raum, was manchen in tausendseitigen Abhandlungen nicht gelingt: anregend und verständlich über Literaturgeschichte und -theorie zu schreiben, ohne je trivial zu werden.

Caterina Maack

Robert Spaemann

Robert Spaemann: *Über Gott und die Welt. Eine Autobiographie in Gesprächen*, Stuttgart: Klett-Cotta 2012. 350 S., 24,95 €

Von Robert Spaemann ist zuletzt viel die Rede. Zu seinem 85. Geburtstag sind zahlreiche Zeitungs- und Zeitschriftenartikel erschienen. Kürzlich sind auch seine gesammelten Reden und Aufsätze in zwei Bänden auf den Markt gekommen. Gelobt wird vor allem die auch für einen Gelehrten außerordentliche Weite seines geistigen Horizonts. Spaemann gilt schon geraume Zeit als bedeutendster unter den lebenden katholischen Philosophen der Welt.

In ausführlichen Gesprächen mit dem Journalisten Stephan Sattler referiert der Denker seinen beeindruckenden Lebensweg, aber auch sein Werk und damit verbundene geistesgeschichtliche Hintergründe. Aufgewachsenen als Sohn einer (frühverstorbenen) Tänzerin und eines ursprünglich marxistisch-atheistisch gesinnten Kunsthistorikers, der sich später als geistlicher Schriftsteller und katholischer Priester einen Namen macht, kommt Spaemann um den Wehrdienst herum – anders als die meisten Angehörigen des Jahrgangs 1927. Nach Studium, Promo-

tion (bei Joachim Ritter) und Habilitation lehrt der dreifache Familienvater in Stuttgart, Heidelberg und München, wo er eine einflußreiche akademische Schule begründet. Seine Schilderungen lassen zeitgeschichtliche Etappen, etwa die Nach-68er-Zeit, lebendig werden. In vielen Debatten, von der Einstellung der katholischen Moralthologie zu einem möglichen Atomkrieg um 1960 herum bis zur Zensurierung eines katholischen Geistlichen vor einigen Monaten, erhebt er seine Stimme. Auch das ist nochmals ausführlich hier nachzulesen.

In dem Interview-Band, der mit einem Aufsatz Spaemanns, einem Glossar und einem Verzeichnis der Hauptwerke abgerundet wird, kommt der rote Faden eines ereignisreichen Lebens deutlich zum Vorschein. Spaemann ist stets dem Zeitgeist abhold. Gegen die CDU-Nähe der katholischen Kirche in den 1950er Jahren ist er ebenso skeptisch wie gegen den nachkonziliaren Modernismus. Gäbe es mehr Persönlichkeiten vom Range Spaemanns – das katholisch-konservative Milieu wäre nicht so marginalisiert, wie es nun einmal ist!

Felix Dirsch

Orientierung für Wilhelm II.

Stefan M. Kreutzer: *Dschihad für den deutschen Kaiser: Max von Oppenheim und die Neuordnung des Orients (1914–1918)*, Graz: Ares Verlag 2012. 191 S., 19,90 €

Die Studie beleuchtet die deutschen Maßnahmen im Ersten Weltkrieg, durch eine Revolutionierung des orientalischen Kolonialbesitzes der Engländer und Franzosen die europäischen Fronten zu entlasten. Der Plan zur national und religiös motivierten Aufwiegelung der Orientalen stammte vom Islamforscher Max von Oppenheim, der sich aus Leidenschaft für den Orient autodidaktisch zu einem anerkannten Archäologen, Epigraphiker und intimen Kenner von Politik und Kultur des Morgenlan-

des weitergebildet hatte und sich vehement für die Unabhängigkeit der kolonisierten Mohammedaner einsetzte. In der antideutschen Propaganda – und seltsamerweise bis in unsere Zeit auch in der etablierten Forschung – als »gewissenlos« und »The Kaiser's Spy« diffamiert, war Oppenheim in Wirklichkeit von Begeisterung für die reichhaltige Kultur und bedeutende Geschichte dieser Weltgegend durchdrungen, und der den Einheimischen jenseits aller Überheblichkeit als aufmerksamer Zuhörer und wißbegieriger Freund begegnete. Seine zahlreichen Gesprächspartner versicherten ihm, wie sehr sie Deutschland, das im Orient keine kolonialen Interessen hatte, als Schutzmacht und Befreier von der Fremdherrschaft ansahen. Bei Wilhelm II. stießen Oppenheims Berichte aus Kairo auf offene Ohren, jedoch blieben im Krieg alle Versuche der »Insurgierung« durch Männer wie Wilhelm Waßmuß oder Oskar von Niedermayer aufgrund von Geld- und Ausrüstungsmangel sowie Kompetenzwirrwarr hinter den Erwartungen zurück. Die un-imperialistische Haltung Deutschlands in bezug auf den Orient blieb dort jedoch unvergessen und begründete dessen guten Ruf in der Region. Kreutzer ist es gelungen, dem Klischee von der säbelrasselnden Tolpatschigkeit der Deutschen ein differenzierteres Bild entgegenzusetzen. Wo er sich jedoch einerseits von Fritz Fischers These vom »Griff nach der Weltmacht« distanziert, bleibt er andererseits alten Stereotypen wie dem angeblichen »Englandhaß« Wilhelms II. verhaftet. Der Kaiser haßte England nicht, sondern mißbilligte die englische Heuchelei, an ihm und Deutschland zu kritisieren, was man selbst eifrig betrieb. Diese kleine Einschränkung schmälert den positiven Gesamteindruck des Buches jedoch nicht.

Olaf Haselhorst

Helmut Schelsky

Volker Kempf: *Wider die Wirklichkeitsverweigerung. Helmut Schelsky: Leben – Werk – Aktualität*, München: Olzog 2012. 224 S., 29,90 €

Helmut Schelsky ist als der Soziologe der frühen Bundesrepublik allgemein anerkannt. Mit Beschreibungen wie »nivelierte Mittelstandsgesellschaft«, »skeptische Generation« oder Buchtiteln wie *Soziologie der Sexualität* gehört der brillante Zeitgeist zu den großen Analytikern im »Wirtschaftswunderland«. In einem Alter, Anfang fünfzig, in dem viele Wissenschaftler erst bekannt werden, hat Schelsky, parallel zur einsetzenden »Linksverschiebung« (Jürgen Habermas), seinen Zenit hinsichtlich der Öffentlichkeitswirkung schon überschritten und wird immer mehr zur Zielscheibe von Angriffen, die auch mit seiner NSDAP-Mitgliedschaft zu tun haben.

So bedeutsam Schelsky einst gewesen ist, die Aufarbeitung seines vielschichtigen Werkes ist nie systematisch in Gang gekommen. Während über seinen Lehrer Arnold Gehlen etliche Monographien vorliegen, hat die Fachwelt auf die Veröffentlichung von Volker Kempf warten müssen, der Leben, Werk und Aktualität Schelskys gut lesbar und in allen relevanten



Facetten darstellt.

Der Verfasser, bisher als aktives Mitglied konservativ ausgerichteter Ökologieverbände hervorgetreten, beschreibt Schelskys Prägung durch die Jugendbewegung der 1920er und frühen 1930er Jahre. Seine Verbindungen zur Leipziger Schule werden thematisiert, ebenso die Wege ins akademische Leben, die angesichts von Kriegs- und Nachkriegszeit nicht einfach gewesen sind. Einen Schwerpunkt der Erörterungen bilden die Veröffentlichungen der frühen Nachkriegszeit, des weiteren sein Widerstand gegen die Kulturrevolte von 1968. Erwähnt

werden auch die Aktivitäten des Sozialwissenschaftlers im Umfeld der Gründung der Universität Bielefeld und seine Bedeutung für eine »liberal-konservative Neubegründung der Bundesrepublik«.

Kempfs Darstellung ist so, wie man sich eine solche Biographie wünscht: sachlich, abwägend, dazu die nötigen zeitgeschichtlichen Hintergrundinformationen vermittelnd. Was kann man mehr erwarten? Das Nachwort des Soziologen Jost Bauch rundet den Band ab.

Felix Dirsch

Farwick sagt's

Dieter Farwick: *Wege ins Abseits. Wie Deutschland seine Zukunft verspielt*, Garmisch-Partenkirchen: Osning 2012. 336 S., 24.60 €

In einer alle neuen globalen Kräfte berücksichtigenden Analyse stellt Dieter Farwick den Euphemismen des »Infotainments« die Klarheit von Sachargumenten gegenüber. Er fordert kohärentes politisches Handeln ein, das sich nicht der Illusion hingibt, Deutschland wäre nur von Freunden umgeben. Daß ein Brigadegeneral und ausgewiesener Experte für Sicherheitspolitik geostrategische Fragen aus klassisch nationaler Perspektive untersucht, ist leider schon ungewöhnlich, aber um so treffender erscheinen solcherart zentriert die Urteile darüber, wie Deutschland auf Gefährdungen und Konkurrenzen reagieren sollte. Ausgehend davon, daß national existentielle Fragen – etwa der Wehrgedanke und somit die Wehrpflicht – kaum mehr diskutiert, sondern zunehmend tabuisiert werden, zeichnet der Autor einen komplexen Grundriß der seit Ende des Kalten Krieges wesentlich veränderten Weltpolitik. Das gelingt und ermöglicht ebenso die Prognose neuer und neuer alter Konflikte um Ressourcen und Einflußsphären unter Einbeziehung der islamistisch-terroristischen Bedrohung. Hervorragend strukturiert,

sehr informativ und mit einer Fülle an Nachweisen geradezu lexikographisch ausgestattet, legt Dieter Farwick ein echtes Kompendium vor – sehr gut handhabbar in einem einschlägigen Studium oder in der politischen Auseinandersetzung. Der Autor ist sich bewußt, daß die derzeitigen Grundvereinbarungen trügen, aber er dramatisiert nicht. Die gut recherchierten Fakten und Zusammenhänge verlangen aus sich heraus eindringlich nach einem Umsteuern. Manchem wird der Band mit dem gründlich erarbeiteten Register etwas didaktisch erscheinen – Folge einer durchdachten Systematik, die jedes Kapitel gesondert auf die Folgen für Deutschland bezieht. Daß hier und da – eher in statistischen Belegen als im Gedanken – Redundanzen erzeugt werden, beeinträchtigt die Lektüre nicht. Farwick verfährt gründlich, dämpft die Euphorie bloßer Verlautbarungsrhetorik und drängt die Politik darauf, nationale Verantwortung für Deutschlands Zukunft wieder wahrzunehmen.

Heino Bosselmann

Polnischer Antisemitismus

Jan T. Gross/Irena Grudzinska Gross: *Golden Harvest – Events at the Periphery of the Holocaust*, Oxford: Oxford University Press 2012. 135 S., ca. 11 €

»Aus diesem Photo muß man einfach etwas machen.« So oder ähnlich dürfte Jan T. Gross gedacht haben, als er sich zum erstenmal mit dem Gedanken an *Goldene Ernte* befaßte. Zu sehen sind auf dem Bild, das Gross im Januar 2008 erstmalig in der polnischen Presse sah, angebliche polnische Raubgräber. Sie sollen in der Nachkriegszeit auf dem früheren Gelände des Lagers Treblinka nach Wertgegenständen ermordeter Juden

gegraben haben und dabei ertappt worden sein. Das kann nun stimmen oder auch nicht. Aus dem Bild geht es nicht hervor. Seine Herkunft ist nicht ganz sicher, und die Debatten um mögliche Fälschung oder Falschzuordnung waren in Polen entsprechend heftig. Dennoch dreht sich das ganze Buch um diese Photographie. Der polnisch-jüdischstämmige, seit Jahrzehnten in den

USA lehrende Historiker Gross ist bekannt geworden, weil er dem polnischen Antisemitismus immer wieder den Spiegel vorhält. Vor Jahren konnte er ein Massaker der Bevölkerung des Ortes Jedwabne an ihren jüdischen Nachbarn nachweisen, das in den Kriegswirren von 1941 geschah. Aber auch in der Nachkriegszeit gab es noch antijüdische Ausschreitungen, gerade auch gegenüber Juden, die auf ihre alten Besitztümer zurückkehren wollten. Solche Hinweise auf die eigene Täterschaft störten nachhaltig das polnische Selbstbild, das auf einem Opfermythos beruht.

Von dieser Eindeutigkeit ist *Goldene Ernte* meistens weit entfernt. Gross läßt indirekt die ganzen Besitzwechsel der Kriegszeit zum Thema werden, kommt aber praktisch ohne Zahlen und Belege aus. Die Vorwürfe an die slawische Umwelt, sich an Ermordungen von Juden beteiligt und sich dabei bereichert zu haben, dehnt er auf mehrere hunderttausend Fälle aus. Eine nähere Begründung für diese Zahl fehlt.

Insgesamt hinterläßt das Buch an zahlreichen Stellen einen sehr zwiespältigen Eindruck. Gross schließt passenderweise mit einer Traumgeschichte. Dem Besitzer eines – ererbten – Goldrings sei im Traum ein ermordetes jüdisches Mädchen erschienen. Erst als er den Ring, wie von ihr gewünscht, im früheren Lager Belzec abgegeben hätte, von wo der dann nach Maidanek weitergereicht



wurde, fühlte er sich besser. So ist die *Goldene Ernte* eher eine eigentümlich symbolträchtige und phantasievolle Auseinandersetzung mit den Lasten der Vergangenheit und weniger ein zitierfähiger Beitrag zur Zeitgeschichte.

Stefan Scheil

Zeitgemäße Bürgerlichkeit

Harald Seubert: *Was wir wollen können. Bürgerliche Identität im 21. Jahrhundert*, London/Hamburg: Verlag Inspiration Un Limited 2011. 224 S., 19,90 €

Der Philosoph Harald Seubert gilt als einer der produktivsten Köpfe in seiner Alterskohorte. Während in der älteren Generation mit Odo Marquard, Hermann Lübbe, Günter Rohrmoser und anderen eine Reihe prominenter Denker sich mit bürgerlicher Identität beschäftigt hat, meiden die meisten Theoretiker der unmittelbaren Gegenwart dieses Thema.

Seubert lotet in seiner neuesten Publikation Umriss einer zeitgemäßen Bürgerlichkeit aus, indem er sich besonders mit den Bereichen Konservatismus, Bildung, Patriotismus und Christliches Abendland beschäftigt.

Das Konservatismus-Verständnis des Verfassers zeigt die transepoche Dimension dieser Strömung auf. So verweist er auf ihren Zusammenhang mit den Quellen der idealistischen deutschen Philosophie und der klassischen Literatur. Gleichzeitig belegt er, warum Ansätze der sogenannten Konservativen Revolution eher der politischen Linken zuzurechnen sind. Der Bamberger Gelehrte destilliert die besten Traditionen des Konservatismus aus dem breiten historischen Angebot heraus und entwickelt vor diesem Hintergrund eine moderne Variante, wozu die Einsicht in die Begrenztheit der Ressourcen



ebenso gehört wie die Betonung der Relevanz des Staates. Das Thema »Bürgerliche Politik in Deutschland« wird nicht ohne vorherige Darstellung dessen, was herausragende Vertreter der Geistesgeschichte – von Hegel bis Ritter – darüber gesagt haben, abgehandelt. Im Bildungskapitel läuft Seubert zur Höchstform auf, wenn er eine vernünftige Konzeption der deutschen Universität entwirft, die vor allem eine stärkere Elitenförderung beinhalten müsse. Mit einem Bekenntnis zur klassischen Rechts-Links-Unterscheidung endet der Band. Seubert hätte vielleicht noch Stellung nehmen können zum eher diffusen Phänomen der seit einigen Jahren diskutierten neuen Bürgerlichkeit; insgesamt aber werden die Erwartungen der Anhänger des Autors, die ihn auch von vielen seiner Vorträge kennen, nicht enttäuscht.

Felix Dirsch

Türkische Faschisten

Fikret Aslan/Kemal Bozay (Hrsg.): *Graue Wölfe heulen wieder. Türkische Faschisten und ihre Vernetzung in Deutschland*, 3. aktual. Aufl., Münster: Unrast 2012. 312 S., 18 €

Wenn linke Autoren über Rechtsextremismus bei Einwanderern aufklären wollen, decken sie häufig unfreiwillig die Hintergründe der Ausländergewalt in Deutschland auf. So verhält es sich auch bei dem vorliegenden Buch, das aus pro-kurdischer Sicht geschrieben wurde. Aslan und Bozay beschäftigen sich mit den Grauen Wölfen, den rund 350 »türkisch-rechtsextremen« Organisationen sowie den 68 Prozent der jungen türkischen Einwanderer, die angeben, eine starke türkische Nation sei ihnen wichtiger als das demokratische Staatswesen. Wie von

Linken nicht anders zu erwarten, gehen die Autoren davon aus, daß die Ethnisierung der Türken durch ihre Ausgrenzung in der deutschen Gesellschaft zustande käme. Sie lebten in zwei Welten: »morgens Deutschland – abends Türkei«. Verschärft werde dies durch die Bestrebungen Ankaras, eine türkische Lobby mit deutschem Paß zu etablieren. Aslan und Bozay widersprechen sich damit selbst: Zum einen soll der deutsche Rassismus schuld am türkischen Nationalismus sein, zum anderen gebe es eine »kontinuierliche Zusammenarbeit deutscher und türkischer Faschisten seit dem Zweiten Weltkrieg«. Entscheidend an *Graue Wölfe heulen wieder* sind aber nicht diese ideologischen Passagen, sondern die Schilderung der heutigen Lage. In Großstädten seien ganze Stadtviertel unter Kontrolle der »Faschisten«, die bei passenden Gelegenheiten mit türkischen Fahnen und Emblemen der Grauen Wölfe durch die Straßen ziehen. Regelmäßig bedrohen sie Kurden, Christen, Deutsche und zur Verwunderung der Autoren »sogar linke Einrichtungen und Einzelpersonen«. Darüber hinaus verwundert, wie einfach es türkisch-nationalistischen Vereinen gelingt, ihre Propagandaarbeit mit deutschen Steuergeldern zu finanzieren.

Empört sind Aslan und Bozay über die Ignoranz der deutschen Öffentlichkeit und Politik, die das Problem nicht erkennen wollen, obwohl sogar in der auflagenstärksten türkischen Tageszeitung *Hürriyet* offen zu Hetzkampagnen gegen Deutsche aufgerufen wird. Am Ende spiele sich trotz dieser Belege für die türkische Aggressivität immer das gleiche ab: Wenn ein neues »islamisches Kulturzentrum« mit Steuergeldern gebaut werden soll, gibt es Rückendeckung von allen etablierten Parteien. Die Autoren meinen, dies liege an der erfolgreichen Unterwanderung bis hin zur CDU. Genug Beispiele für diese These führen sie jedenfalls an.

Felix Menzel

Jan Assmann denkt sich eine Menschheitsreligion

In der aktuellen Ausgabe der *Zeitschrift für Ideengeschichte* (Heft VI/3 Herbst 2012, 12,90€, www.z-i-g.de) findet sich ein merkwürdiger Aufsatz des Ägyptologen Jan Assmann. Unter der Überschrift »Gotteszorn und Apokalypse« fragt Assmann darin, wo »die Gewalt herkommt, die bis heute im Namen der Religion geübt wird«. Daß sie aus der polarisierenden Kraft der Religion kommt, die immer in Gläubige und Ungläubige unterscheidet, liegt auf der Hand, so daß Assmann nach der Herkunft dieser Kraft fragt. Dabei bezieht er sich zunächst ausführlich auf Carl Schmitts klassische Charakterisierung des Politischen als Unterscheidung von Freund und Feind, die sich im

zur Macht gelangte, den klassischen Religionen an Polarisierung in nichts nachstand. Das Scheitern erklärt er mit der Verankerung »in westlichen Vorstellungen von gemeinsamen Ursprung und Wesen der Menschen«. Deshalb, das muß man jedenfalls aus seinem Text schließen, sollen sich die Religionen zu einer Art sozialdemokratischen Weltbesserungsanstalt zusammenschließen, die sich an »den Ideen der Menschenrechte, Freiheit, Demokratie, Gewaltenteilung« orientiert. Die Absurdität dieser Vorstellung sollte auch den Redakteuren der *ZIG* deutlich werden, wenn sie sich einmal der Frage widmeten: Warum hat Carl Schmitt eigentlich immer recht?

Eine Radikal-Konservative

Wo in Deutschland Hannah Arendt draufsteht, ist meist Beliebtheit und angepaßtes Denken drin. Deutlich ist dies am Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken abzulesen, der von der Stadt Bremen und der Heinrich-Böll-Stiftung vergeben wird. 2011 bekam ihn die israelische Historikerin Yfaat Weiss, weil sie das »Zusammenleben der ethnischen Gruppierungen des jüdischen Volkes und der arabischen Bevölkerung« mitsamt des hier auftretenden »zivilgesellschaftlichen Potentials« erforscht habe. 1998 ging der Preis an Antje Vollmer, 2001 an Daniel Cohn-Bendit und 2004 an Ernst-Wolfgang Böckenförde. Eine klare Linie und ein Bezug zum politischen Denken Arendts sind indes nicht zu erkennen.

Wer bisher nur diese oberflächliche Verwurstung von Hannah Arendt mitbekommen hat, dürfte überrascht sein, daß dieses Jahr gleich zwei Publikationen den konservativen Kern ihres Denkens herausstellen. Zum einen haben Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann sie in das *Staatspolitische Handbuch, Band 3: Vordenker* aufgenommen. Zum anderen ist im Heusenstamm Ontos-Verlag die Aufsatzsammlung *Hannah Arendt – Eine Radikal-Konservative* (113 S., 14,99 €) des kürzlich verstorbenen Irving Louis Horowitz erschienen. Horowitz war bis zu seiner Emeritierung Inhaber der Hannah-Arendt-Professur für Soziologie und politische Wissenschaften an der Rutgers State University von New Jersey. In seinen Aufsätzen versuchte er, Arendt gegen Angriffe von links zu verteidigen, vergaß dabei aber nicht die brisanten Stellen ihrer Werke zu diskutieren. Beispielsweise betonte Arendt, daß »wenn der Faschismus nach Amerika käme, dann käme er im Gewand der Demokratie zuerst ins Parlament«. Totalitarismus ist für Arendt nichts genuin Deutsches oder beschränkt auf Nationalsozialismus und Kommunismus. Durch den Zusammenbruch hierarchischer Ordnungen sei die Moderne an sich anfällig für totalitäre Bewegungen. Wer wie Arendt von diesem Punkt aus denkt, für den sind auch die Liberalen mit ihrer »Ra-



Ernstfall zeigt. Assmann sucht nun den Ernstfall, die totale Polarisierung, in der Religion und findet sie im Gotteszorn über den Vertragsbruch der Juden beim Tanz ums Goldene Kalb und der Idee des bevorstehenden Weltgerichts, welche die Menschen dazu bringt, im Namen Gottes zu morden. Eine solche Religion nennt er »totale Religion«, »die einen hegemonialen Anspruch auf die Kultur und den Menschen erhebt ... und die diesen Anspruch mit dem Verweis auf den Ernstfall, d.h. mit dem Prinzip Offenbarung begründet«. So weit, so einleuchtend. Doch dann verläßt Assmann den Weg der Beschreibung und will mit Lessing und Mendelssohn der Religion eine Alternative aufzeigen, die in den Vernunftwahrheiten liegt, die (im Gegensatz zu den geoffenbarten »historischen Wahrheiten«) für alle Menschen gelten sollen, die Menschheitsreligion. (Damit ist natürlich die Disqualifizierung Schmitts als Verächter der »Menschheit« verbunden.) Assmann weiß hoffentlich, daß die Idee der Menschheitsreligion im 18. Jahrhundert nicht nur gescheitert ist, sondern dort, wo sie

tionalisierung einer totalitären Revolution« in die Falle getappt. Moderner Konservatismus müsse deshalb eine »zweihundert Jahre währende Antwort auf die Französische Revolution« (beides Horowitz) sein und sich an einem organischen Neuaufbau von Hierarchien versuchen. Horowitz skizziert in seinen Aufsätzen dieses Denken in aller Kürze. Der Lesegenuß bleibt dennoch aus, weil dem Verlag leider schwerwiegende Fehler bei der Übersetzung unterlaufen sind.

Schulkollaps

Die Symptome für den Niedergang des deutschen Schulwesens sind offensichtlich. Sie reichen von den PISA-Ergebnissen bis zum Scheitern der Bologna-Reform, vom wachsenden Prozentsatz der Analphabeten bis zur hohen Zahl der Studienabbrecher, von der Scheinakademisierung aller möglichen Ausbildungsgänge bis zur Ahnungslosigkeit der Absolventen, von der Unbeschulbarkeit bis zur Wohlstandsverwahrlosung, von kollabierenden »Brennpunkt«-Schulen bis zum skandalösen Stand des Unterrichtsausfalls, von der Inflation guter Noten bis zu den fatalen Folgen der »Gluckenpädagogik« (»keiner darf zurückbleiben«), von der Anarchisierung der Rechtschreibung bis zur Unfähigkeit des Lehrlings, die »bürgerlichen Rechenarten« anzuwenden. Die aktuelle Studie des Instituts für Staatspolitik, *Schulkollaps. Warum die Bildung in Deutschland vor der Katastrophe steht* (47 S., 5 €, www.staatspolitik.de), wirft einen konzentrierten Blick hinter die Offensichtlichkeiten, benennt die Verantwortlichen und die Gründe für den Verfall der Schulbildung in Deutschland. Als zentrales Moment werden die geistigen Voraussetzungen dieses Prozesses ausgewiesen: das Anthropologieverbot, die Sabotage des Leistungsprinzips sowie eine wachsende Bildungsfeindschaft. Da es mittlerweile keine relevante politische Kraft mehr gibt, die sich dem entgegenstellt (die CDU ist, für alle, die es noch nicht gemerkt haben, schon seit vielen Jahren ganz auf Gesamtschulkurs), gilt die Hoffnung einer Trotzreaktion der leidtragenden Eltern und Lehrer, in deren Hände diese Studie zuallererst gehört.

Im Bazar der Geschlechter

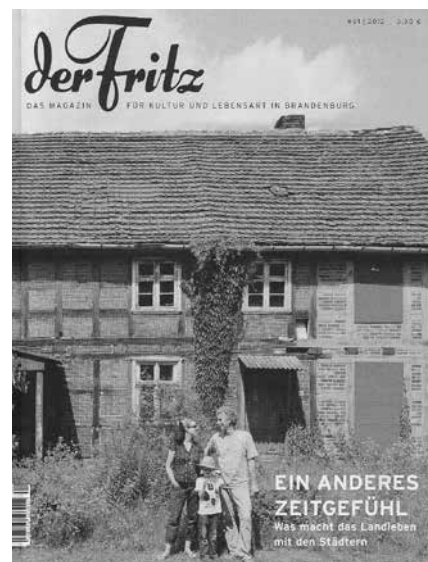
Der Iran praktiziert in seiner Politik des Privaten, was hierzulande nicht mal unsere Großeltern in dieser Striktheit kannten: eine klare Geschlechtertrennung und eine restriktive Sexualmoral. Die Anbahnung der Geschlechter fußt auf Verträgen. Seit 1400 Jahren kennt der schiitische Islam die Tradition der »Zeitehe«, einer intimen Verbindung, die sich auf einen Zeitraum zwischen einer halben Stunde und 99 Jahren bezieht. Einst diente das auch »Lust-« oder »Genußeh« genannte Prinzip dazu, Pilgerreisen oder Männern im Krieg eine legale »Triebabfuhr« zu ermöglichen und gleichzeitig allein stehende Frauen finanziell abzusichern. Die heutige Praxis und Beurteilung der weitverbreiteten Zeitehe wird von ihren – männlichen wie weiblichen – Befürwortern als »Schlupfloch der Freiheit« beurteilt, während sie Kritiker als religiös

legitimierte Prostitution oder Zeichen des Sittenverfalls ansehen. Die in Deutschland geborene Regisseurin Subadeh Mordezai hat ihre Jugend im Iran verbracht und dokumentiert nun iranische Einstellungen zu jener Lebensabschnittsvertragsmöglichkeit. In Mordezais Film *Im Bazar der Geschlechter* kommt ein unbekümmert-pragmatischer Mullah zu Wort, es sprechen Frauen, die – unter anderem als Geschiedene – von der Zeitehe profitieren. Der bei aller Tragik durchaus unterhaltsame, ja tragikomische Film wirft die Frage auf, ob es eine Doppelmoral ist, wenn eine Moral vielfältig schillert, und unter welchen Teppich promiskuitives Verhalten hierzulande eigentlich gekehrt wird – oder welcher Teppich dem hier ausgebreitet wird.

2011 lief der Film in den Kinos, diesen Sommer ist er – im Original mit Untertiteln – auf DVD herausgekommen, 87 Minuten, Verleih: W-Film, ca. 15 €.

Der Fritz

Zwischen dem Zeitgeistphänomen *Landlust* und den ländlichen Regionen Mitteldeutschlands schien es bislang nur wenige Berührungspunkte zu geben. Gefühl kamen die meisten Gärten, Ideen und Menschen darin aus dem Westen der Republik. Irgendwie schienen das Alte Land oder Oberschwaben der *Landlust* doch näher zu sein als die Uckermark oder Vorpommern. Dieses Widerspruchs hat sich *der Fritz. Das Magazin für Kultur und Lebensart in Brandenburg* (3,90 € am Kiosk, www.hilker-berlin.de) angenommen. Daß das für Brandenburg und nicht für Mecklenburg geschieht, hat seinen Grund im Mittelpunkt des Landes Brandenburg, nämlich Berlin,



das die Möglichkeit hat, Brandenburg landlustmäßig zu erschließen. Das Magazin funktioniert daher vor allem aus der Beziehung heraus, die zwischen Berlin und Brandenburg existiert. Die meisten Personen, die mit ihren Projekten vorgestellt werden, sind Zugezogene, die weiterhin einen großen Teil ihres Lebens in Berlin verbringen. Es gibt aber auch Leute, die hier dauerhaft ihr Glück suchen, Whisky brennen, Wein an-

bauen oder alte Gemüsesorten kultivieren. Was völlig fehlt, ist die historische Anbindung der Geschichten an das Land, in dem sie spielen, das ja nicht nur ein armes Bundesland ist, sondern die Wiege Preußens. Deshalb: So schön die Idee dieses Magazins ist, sie trägt nicht. Nicht zuletzt weil alle Beiträge im Ton der Anzeigenblättchen verfaßt sind, in denen der Inserent bestimmt, was die Zeitung zu berichten hat. Alles ist toll, schön und sehr spannend. (Der einzige Stilbruch, den man dankbar vermerkt, ist eine Fotostrecke mit jungen Männern, die sich mit ihren getunten Autos an einer Tankstelle treffen.) Das mag seinen Grund darin haben, daß dieses Magazin offenbar von einer PR-Agentur erdacht wurde – in der sich der Anteil der Brandenburger in überschaubarem Rahmen halten dürfte.

60 Jahre Bundeszentrale für politische Bildung

Die Bundeszentrale für politische Bildung (BpB) feiert ihren 60. Geburtstag, damals hieß sie noch »Bundeszentrale für Heimatdienst«. Eine gleichlautendes Amt hatte es schon zu Weimarer Zeiten gegeben: Damals wurde parallel zu einer mit Propagandaaufgaben betrauten Reichszentrale für den Frontdienst eine »Reichszentrale für den Heimatdienst« ins Leben gerufen, die gegen die »Zersetzung der inneren Front« wirken sollte. Freilich stellte sich die Neugründung unter Adenauer 1952 andere Aufgaben, sie hatte »positiven Verfassungsschutz« zu leisten. Das Interesse des Bürgers an Staat und Gesellschaft sollte »durch geschickte Beeinflussung« mittels »indirekter Methoden« und angewandter moderner Psychologie beeinflusst werden: Mit thematischen Würfelspielen und politischem Quiz wollte Paul Franken, erster und langjähriger Leiter der Zentrale, »in jede Stube und Küche« gelangen. Als eindrucksvollstes Werbemittel für Demokratie und Völkerverständigung diente damals schon der Film. Eine Liste mit 600 amerikanischen Propagandafilmen zur Synchronisation wurde Paul Franken von den damaligen US-Education-Officials freundlich zu Verfügung gestellt. Zu einem Eklat kam es, als 1960 das zentraleneigene Organ *Aus Politik und Zeitgeschichte* (APuZ) einen Bewältigungsartikel veröffentlichte, in dem einem »Hitler in uns« nachgegangen wurde. Skandalisiert wurde auch, als rechtsgerichtete Autoren (etwa der Politikprofessor Hans-Helmuth Knütter) für die APuZ zur Feder greifen durften und als der Zentralenleiter Günter Reichert gegenüber Ignatz Bubis bemerkte, dessen Staatspräsident habe eine sehr gute Rede gehalten. Gesprochen hatte der israelische Präsident; Reichert wurde vorgeworfen, Juden von der Teilhabe am deutschen Volk auszuschließen. Unter dem heute amtierenden dezidierten Linksausleger Thomas Krüger ist dergleichen nicht denkbar. 2001 wurde der Passus verändert, der das deutsche Volk als Zielgruppe der zentralpolitischen Arbeit definierte. Seither gelten »alle BewohnerInnen« der BRD als Adressaten. Neu ist auch die umfängliche Rubrik Gender, für dessen »mainstreaming« sich

Krüger mit besonderer Verve einsetzt. LehrerInnen können beispielsweise auf Unterrichtsmaterial zum Trickfilm *Merida* zurückgreifen, dem »ersten Pixar-Animationsfilm, der ein Mädchen als Heldin etabliert«. Mit den SchülerInnen könnten anhand dessen »Frauenbilder« diskutiert werden. Die aktuelle Ausgabe der APuZ hat ein auch nicht völlig erschlossenes Gebiet zum Thema, sie titelt »Nationalsozialismus«. Der Etat der BpB beträgt 2012 knapp 34 Millionen Euro.

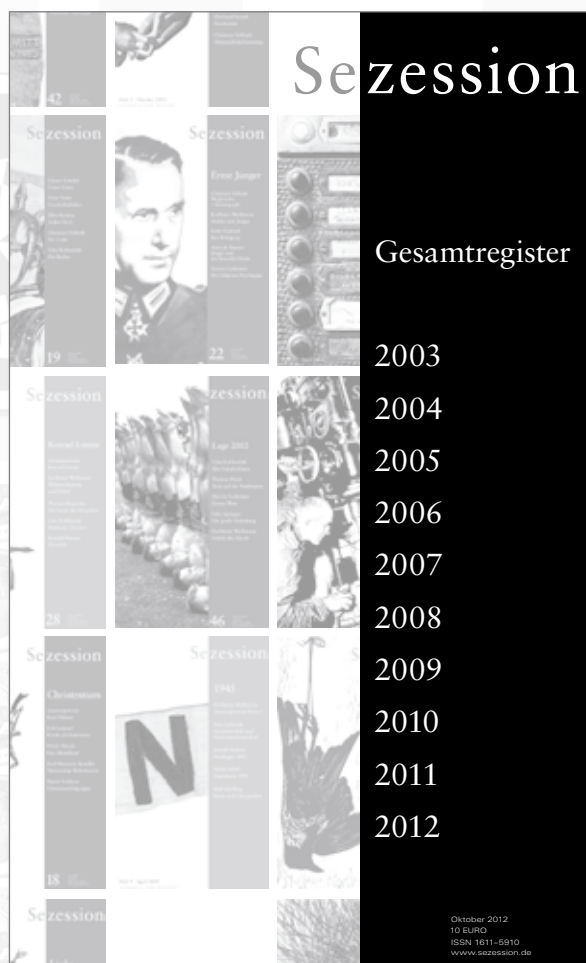
Deutschland in Geschichte und Gegenwart

Der Tübinger Grabert-Verlag verlegt schwerpunktmäßig geschichtsrevisionistische Literatur. Mit diesem Genre ohne Lobby verhält es sich ähnlich, wie es die verlagseigene Zeitschrift *Deutschland in Geschichte und Gegenwart* im kleineren Maßstab zeigt: ein Trödelmarkt, wunderbar geeignet zum Stöbern und Schmökern, viel Wunderliches darunter, neben Sperrigem und rührenden Bastelarbeiten auch seltene Blüten, die an diesem Platze besonders schillern. Im Editorial widmet man sich der »Groteske«, die sich derzeit vor unseren Augen abspielt: der »hochoffiziellen Abwicklung des deutschen Nationalstaats«, der »formellen Abtretung unserer Finanz- und Wirtschaftshoheit«, die ja keinesfalls hinter verschlossenen Türen stattfindet, sondern vor laufender Kamera. »Schier unbegreiflich« sei dabei »die Schafsgeduld des Souveräns: Er läßt sich das Dach über dem Kopf wegziehen, aber es ficht ihn nicht an.« Unser Staat sei nur mehr »eine Durchgriffbehörde der weltweiten Kapitalkrake« und bediene »sich nach Laune am Privatvermögen der Deutschen. Es wird, nach allem, was sich abzeichnet, ein Ende mit Schrecken, aber immerhin ein Ende«, prognostiziert die Redaktion. Die beiden in sehr unterschiedlicher Weise herausragenden Aufsätze der aktuellen Ausgabe stammen aus den Federn Thor v. Waldsteins und Ralf Kaisers. Jurist Waldstein untersucht unter der fragezeichenbewehrten Überschrift »Totalitärer Liberalismus« den Unterschied zwischen Anspruch und Wirklichkeit der Meinungsfreiheit in der Bundesrepublik. Ob die verbrieft Redefreiheit nur unter der Maßgabe gelte, »daß man nicht alles denkt«, und woher die »seltsame Gleichförmigkeit des Denkens des homo bundesrepublicanensis« rühre, sind zwei seiner Leitfragen, die er treffsicher beantwortet. Ralf Kaiser widmet sich auf 13 Seiten dem »Fall Ostara« und begibt sich damit tief in die germanistische und volkskundliche Wissenschaft. Entgegen der herkömmlichen Lehrmeinung, wonach für das christliche Osterfest keineswegs eine Germanengöttin namens Ostara namensgebend stand, hält er – fundiert begründet – an dieser heidnisch-katholischen Synthese fest.

Weitere Artikel widmen sich unter anderem der Rechtsgrundlage des Schächtens und Politnetzwerken wie der Atlantikbrücke.

Ein Abonnement der vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift kostet 28 €, Bezug über Grabert-Verlag, Sindelfinger Str. 5/3, 72070 Tübingen; www.grabert-verlag.de.

Gesamtregister der **Sezession** von 2003–2012



*Gesamtregister der
Sezession-Hefte 1 bis 50 – mit
ausführlichem Schlagwort- und
Personenregister, allen Autoren,
Beiträgen und Rezensionen.*

60 Seiten, geheftet, 8 €

Es gibt zwei Freiwillige, die sich – nach eigenem Vorschlag! – über Wochen der immensen Aufgabe widmeten, alle bisher erschienenen Hefte der **Sezession** vollständig zu verregistern: nach Grundlagen- und Kurzbeiträgen, Rezensionen und Autoren – und vor allem nach Schlagwörtern.

Das Ergebnis ist ein mehr als hilfreiches Findebuch für alle, die sich den angehäuften Schatz der ersten bis 50. **Sezession** immer wieder neu erschließen möchten.

Sezession

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra
Tel/Fax: 03 46 32-9 09 41
vertrieb@sezession.de · www.sezession.de

So viele wunderbare Dichter, die noch zu lesen sind – so viel Stoff und Vorbildlichkeit für einen jungen Menschen, um ein Einzelgänger zu werden. Man muß nur wählen können; das einzige, was man braucht, ist der Mut zur Sezession, zur Abkehr vom Mainstream.

(Botho Strauß: *Anschwellender Bocksgesang*, 1993)